Nr. 12 — Leipzig, den 23. März — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die sieben Kreuzesworte 5 — Um Christi willen. Zur Entgegnung — Johann Sebastian Bach als Ausleger der Leidensgeschichte: 1. Allgemeines über Bachs Kirchenmusik — Berliner Arbeiterbibliothek: 2. Die sozialistische Frau — Das Verschwinden der Emma Tacke. Aus Elberfeld — Die gesperrten siebzehn Millionen — Aus zwei Zeitpredigten — Bücher und Schriften: Die Stimmen der Völker über die Urgeschichte; Die Psalmen Davids; Die altchristlichen Bildwerke und die wissenschaftliche Forschung; Protestantische Geschichtsforschung in Oesterreich; Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen; Alte Geschichten aus dem Sachsenlande; Aus Deutschlands Freiheitskriegen; Die Laienpredigt und der Pietismus in der lutherischen Kirche; Rom und die soziale Frage — Verschiednes: Todesfälle; Mißbrauch des Namens Christi in der Politik; Interimskirche — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen

Die sieben Kreuzesworte

5

Mich dürstet. Ev. Joh. 19, 28

Welch ein Erdenklang, so menschlich, so schlicht, mitten unter all den Ewigkeit atmenden Worten voll göttlicher Hoheit! Doppelt ergreifender Laut! Bis hinein in jene erhabene Welt der Gedanken und Empfindungen, von der alles Bisherige zeugte, verfolgt ihn des Körpers quälende Pein. Der Erdenrest fordert seine Rechte an den Menschensohn. Hilflos fleht um einen Trunk Wasser, der eben über das Paradies mit seinen Quellen ewiger Erquickung verfügte.

So bleibt er bis zum letzten Augenblick „an Geberden als ein Mensch erfunden" (Phil. 2, 7). In der Wüste am Eingang seines Berufslebens hungerte ihn; jetzt, da er am Ziel ist, trägt er noch den Zoll der Menschlichkeit: ihn dürstet. Ist doch kein Sterbebett, an dem nicht die Bitte von den Lippen des Sterbenden als der letzten eine erklänge: Gebt mir zu trinken. Wie bringt uns dieser Zug den Erhabnen so nahe! Er ist unser, trägt unser Fleisch und Blut an sich und mit ihm alle Erdenlast, die dieses Staubgebilde uns auferlegt. So können wir uns hineinversetzen in ihn und mit ihm leiden. So können wir in seinem Leiden für unser Leiden ein wahres Vorbild sehen. Er ward versucht allenthalben gleich wie wir (Hebr. 4, 15).

Wie steigt aber gerade durch diese Erkenntnis die Erhabenheit Jesu. Das alles hat er getragen, hat er voll und ganz empfunden und durchgekostet, vom ersten Augenblicke seines Leidens an, was solch Geschick zu tragen und zu kosten gab. Und dennoch läßt er jetzt erst diese anstürmenden, einschneidenden Empfindungen zu Worte kommen. So lange hat er sie zurückgedrängt, sie mit Stille überwunden. Sie konnten ihn nicht hindern in seinen Liebesgedanken, nicht in der Versenkung in die Gedanken Gottes. Jetzt ist aller gedacht, die ihm am Herzen lagen; gelöst das Rätsel Gottes, das ihn quälte. Nun soll auch das körperliche Teil zu seinem Rechte kommen. So achtet der Krieger in der Schlacht der Wunden Bluten und Brennen erst, wenn der Sieg erfochten ist.

Und wodurch denkst du, daß es ihm gelang, dessen Andrängen immer wieder zurückzuhalten und die Schmerzen sich zu erleichtern? Nicht eben durch jene Liebesgedanken, durch jenes Sichversenken in die Wege Gottes? Siehe, das kannst du auch! Und darum bist du unentschuldigt, wenn du über körperliche Beschwerden und Leiden nicht Herr wirst, wenn sie dich so einnehmen, daß dein Leben sich in Klagen über sie ergießt, daß du die andern dadurch ermüdest, daß du für sie und gar für deinen Gott nicht Zeit und Kraft und stille Sammlung mehr übrig hast.

Aber nun hat er doch nachgegeben. Köstliche Gesundheit dieser Sittlichkeit, wie wir sie in unserm Herrn verkörpert sehen. Nicht unnötige Askese, krankhafte Uebertreibung, der zuletzt im Grunde doch diese leiblichen Dinge gar wichtig sind, sehen wir an ihm. Nun Raum dafür ist, läßt er dem leiblichen Bedürfnis sein Recht. Er will nicht, daß seines Geistes Ruhe und Kraft und seines Heimgangs Frieden auch nur aufs leiseste durch körperliche Regungen gestört werde. Um von ihnen frei zu werden, also nicht weil er ihnen Wichtigkeit beilegt, sondern weil er sie in ihre Bedeutungslosigkeit für ihn zurückführen will, befriedigt er ihre Forderungen. Laßt uns das nicht nur auf uns selbst anwenden gegenüber aller Neigung krankhafter Uebersinnlichkeit, die so leicht ins Gegenteil, mindestens in Gedanken, umschlägt, sondern insbesondre auch auf die Brüder. Laßt ihrer Menschlichkeit uns Rechnung tragen. Es genügt nicht, daß wir für ihre Seelen sorgen; auch ihr leibliches Bedürfen hat sein Recht und will erhört sein. Gedenket an des Herrn Ruf am Kreuz: Mich dürstet!

Aber das Körperliche steht oft zugleich in Wechselwirkung mit dem Seelischen. Auch in jenem Worte am Kreuz haben die Christen zu allen Zeiten einen seelischen Ton miterklingen hören. Ihn dürstete nicht nur, wie die kalten Soldaten es allein verstanden, nach einem erlabenden Trunk. Ihn dürstete nach den ewigen Lebenswassern, nach des Leibes Erlösung. Das Seufzen: Ach du Herr, wie lange? Hüter, ist die Nacht schier hin? — seine Seele kannte es so gut wie die Frage: Vater, ists möglich, daß dieser Kelch von mir vorübergehe? Wer dies nicht kennen würde, wer nicht zum sehnenden Ausblick das Auge wach erhielte, dem würde das Kennzeichen des vollen Lebens fehlen, das Herz, welches nicht im Leiden einfach stille steht in stumpfer Resignation, sondern bei allem geduldigen Ausharren schlägt in hoffendem Harren. Den Durst des Heimwehs hat er auch gekannt. Du sollst ihn nicht ersticken, arme Seele. Blicke hinaus mit Hoffen und Sehnen und hole dir aus solchem Ausblick stärkende Erquickung, auszuhalten, ohne zu verzagen. Ja, pflege jenen Durst der Seele, der in dir noch in ganz andrer Weise sich regt Tag für Tag, von denen jeder sein leises Erdenweh birgt. Dürste, dürste nach Wahrheit, nach Frieden, nach immer neuen Lebenskräften. Laß dich nicht verzehren von Fiebergluten der Leidenschaft, von der Hitze des Kampfes des Lebens; laß ihn nicht dich quälen, jenen Durst, den jeder Genuß aus dem Becher sinnlicher Freuden nur brennender macht. So viele gehen hin durchs Leben; man sieht es ihnen an, wie ermattet die Seele ist. O daß sie rufen, schreien wollten: Mich dürstet! Der Ruf wird niemals unerhört verhallen. Gäbs nicht das Element Wasser, so gäbe es keinen Durst des Leibes. Gäbe es nicht ewige Lebensquellen, so gäbe es keinen Durst der Seele.

Und sollte Jesus nicht gedürstet haben auch nach dem Quell,

der des Herzens tiefstes Sehnen stillt, dem Quell der Liebe? Wie hängt er so einsam, ohne Trostworte, ohne Liebeszeichen, er, der ganz Liebe war! Mich dürstet nach einem Wort, nach einem Hauch der Liebe. Aber wie sie ihm das Wasser nur vermittelst eines Rohres hinaufreichten, so gelangte auch die Liebe nicht unmittelbar zu ihm. Die einzigen Herzen rings, die ihrer fähig gewesen wären, waren erstarrt in namenlosem Schmerz. Doch kannte er ein Herz, das nie erstarrt; er hatte einen Augenblick seinen Schlag nicht gehört; jetzt war es ihm wieder nahe. Das erhörte sein Schreien.

Starkes Herz, sei nicht starr in deiner Stärke! Suche auch du Anlehnung, Liebe. Hat ers vermißt, du brauchst es doppelt; es macht weich, mild, sanft; es giebt dem Schmerze Weihe, es mischt ihm Wonne bei. Vielleicht ist darum der Schmerz dir gesandt, daß er die Eisesdecke über deinem Herzen breche, daß er dich verlangen mache nach Liebe, die, ob sie auch nicht heilen kann, doch Oel und Wein in alle Wunden gießt. Und glaube, es ist eine Liebe da, die deinen Ruf vernimmt. Und ist es keine andre, so ist es die, welche damals rief: Mich dürstet! Sie zeigt uns den Weg zu den frischen Wassern, da aller Durst gestillt wird. Der damals rief: Mich dürstet! ruft nun uns allen zu: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke.

v S

Um Christi willen

Zur Entgegnung

Geehrter Freund!

Zu den Ausführungen „Ueber den sittlichen Wert des Handelns um Christi willen“*) haben Sie manches auf dem Herzen gehabt. Sie vermuten wohl auch nicht mit Unrecht, daß mehr als ein Leser der Christlichen Welt Ihre Bedenken geteilt haben wird. „Die Liebe Christi dringet uns also“ (2. Kor. 5, 14 f.): diese Losung lassen wir uns so schnell nicht entreißen. Wir empfinden weder Zwang noch Sehnsucht, über sie hinauszuwachsen. Aber wir sind dem geehrten Verfasser jener Ausführungen sehr dankbar für den Antrieb, uns auf das gute Recht dieser Losung neu zu besinnen. Denn daß sie manchem Mißverstand ausgesetzt ist, räumen wir willig ein. Ich las dieser Tage eine Rede des Grafen von Zinzendorf, in der sich folgende Umschreibung des Paulinischen Lobgesanges auf die Liebe findet:

> Wir haben das Herz und den Mut nicht, mit den Philosophen zu streiten, denn sie können Gott in seiner Weisheit, den Schöpfer in seiner Eheidee, in seiner Ehereligion unmöglich einsehen. Darum sagt Paulus 1. Kor. 13: „Ich weiß keinen andern Weg; wo ihr nicht verliebt werdet [in Jesum den Seelenbräutigam], wo ihr nicht lieb kriegt, wenn euer Herz keinen Treff kriegt, wenn ihr nicht angehangen werdet mit eurer Seele an die Seele eures Mannes [Christi] bis zum Schauen, so mögt ihr es in der Moral so hoch treiben, daß ihr euch selbst für andre Leute opfert aus Edelmut, aus redlichem Herzen, ich kann euch nicht helfen, es hilft euch alles nichts, es ist euch alles nichts nütze.

Aerger kann man „um Christi willen“ des Apostels Worte nicht mißverstehen. Zinzendorf hat sich die unglaubliche Verdrehung erlaubt, die Liebe, von der Paulus redet, mit Ausschluß jedes andern Gegenstandes derselben, unmittelbar auf Christum zu beziehen. Denn ein Opfer aus Edelmut, gar aus redlichem Herzen, vermag nur die Liebe zu bringen. Aber alle irdische Liebe ist nach Zinzendorf doch nur ein wertloser Trieb der Seele. Nur jene gilt in den Augen dieses Christen, die im hellen oder dunkeln Drange religiöser Hingabe ihr göttliches Recht zu erweisen vermag.

Das sittliche Leben hat hier jede selbständige Bedeutung verloren. Die Liebe freilich kann im Christentum nicht sterben. Aber ihr eigner Name wird ihr nicht mehr genügen. Sie wird sich überall nach religiösen Nebengedanken umsehen. Und wo sie diese nicht findet, da wird sie an ihrem eignen Leben verzweifeln. Manch abschätziges Urteil über weltliche Humanität und „liberal“-bürgerliche Barmherzigkeitsübung, über Reichswaisenhäuser, Krankenpflegerinnen ohne Diakonissentracht u. a. m. müßte versenkt werden im Meer, da es am Tiefsten ist, wenn unsers Herrn Rede immer im vollem Maße beachtet wäre: „Das andre Gebot aber ist dem gleich“, das Gebot der Nächstenliebe gleich an Gewicht, gleich dann aber auch an Wert dem Gebot der Gottesliebe. Und gewiß, auch manche bedauernswerte Reklame und manches häßliche Eigenlob wäre den Werken christlicher Barmherzigkeit fern geblieben, wenn nicht das stolze Bewußtsein, in Gottes und Christi Namen zu handeln, die Mängel menschlich-christlicher Liebesthaten zu leicht hätte übersehen lassen.*) Sie sehen, ich verkenne die Gefahren garnicht, die jenes „Handeln um Christi willen“ mit sich führt. Aber auch wenn sie noch handgreiflicher wären, man wird der Sonne ihren Glanz nicht nehmen wollen, weil sich etliche Augen von ihr blenden ließen, und unsre kleine Landeskirche bleibt uns theuer, auch wenn wir hundert und mehr Fehler an ihr zu rügen wüßten. Wie ganz anders aber noch mit dieser Losung „um Christi willen“!

Unserm geehrten Gegner ist nicht bloß die Sittenlehre Jesu, ihm ist auch diejenige des Buddhismus und unsres heutigen Pessimismus nicht unbekannt. Sie kennt jene Rede nicht. Aber von der Liebe weiß sie doch. In der Ethik Eduard v. Hartmanns finden sich treffende Ausführungen über sie, die „Krone der Gefühlsmoral“. Aber vor dem Auge dieser Liebe dehnt sich das grausige Verhängnis der endlichen, allgemeinen Vernichtung aus. Es füllt sich wie mit Thränen. Und ein Herz, das selbst doch nur mit Widerstreben auf die Stunde wartet, da es zum letztem male schlagen wird, neigt sich in tiefem Mitgefühl zur sterbenden Blume, zur vergänglichen Menschenseele hin. Mitleid ist alles. Noch ein wenig Balsam in diese Wunden! Noch ein wenig Linderung für diese Schmerzen! Ist das die Liebe, die „um Christi willen“ ihr Haupt so froh erheben darf? „Sie glaubet alles, sie hoffet alles“. Sie verschüttet keinen Becher Wasser nutzlos in ein ödes Meer der Unendlichkeit. Sie hofft, daß sie einen Tropfen Lebenswasser hineingemengt habe, der den Verschmachtenden stärken könne zu neuer Wanderung in Gottes Reich. Sie vergeudet kein Wort des Trostes an Traurige, für die sie nie wieder eine Freude erwarten dürfte. Sie glaubts, daß auch die dunkelste Nacht der Leiden sich möge erhellen lassen im Lichte der Wahrheit, von der sie lebt: „Gott ist die Liebe“! Solche Liebe giebt es nur „um Christi willen“. Denn woher sonst, als aus seinem Worte, nehmen wir Kinder der Erde den Mut her, für unsre Liebesarbeit, die schwache und geringe, ein unverlierbares Ziel zu glauben, eine ewige Heimat zu hoffen? Andre mögen Bettlern den Pfennig reichen, ohne zu fragen, wozu er ihn anwenden wird. Wer um Christi willen liebt, hat das köstliche Vorrecht, zu wissen, was seine Liebe will, worauf sie zielt, wonach sie strebt.

Aber das ist eine Umdeutung, meint man vielleicht. Denn da ist nur von Christi Worten, nicht von ihm selbst, nicht von seiner Person die Rede. Es ist auch das schon viel. Zur vollen Freudigkeit thatkräftiger Liebe gehört die Gewißheit eines bleibenden Zweckes. Diesen aber finden wir nicht ohne weiteres in der Menschenseele, sondern wir bringen ihn an sie heran. Denn der Mensch sieht doch ganz anders aus in der hochfliegenden Betrachtung unsrer Gedanken, als in der häßlichen Wirklichkeit, im Koth der Gasse oder der Rohheit der Wahlversammlung. Kann aber die Liebe zu ihrer vollen Auswirkung der idealen Gewißheit nicht entbehren, daß dem Geliebten ein unvergänglicher Wert eigne, so wird sie dem, der ihr diese Gewißheit schafft, seine Ehrenstelle in ihrem Herzen nicht versagen. Es sei nun dieser Gefeierte Christus oder ein

---

*) Nr. 10, S. 219. Jener Artikel und die Einladung, sich dazu zu äußern, hat mir eine stattliche Reihe von Zuschriften eingebracht. Raummangel verbietet, sie alle zum Abdruck zu bringen. Indem ich mir vorbehalte, einzelnes doch noch zu verwerten, sage ich allen Einsendern Dank. D H

*) Uhlhorn (Die christliche Liebesthätigkeit III. S. 248) bemerkt über Franckes Anstalten in Halle: „So ganz unrecht hat Löscher [der Gegner des Pietismus] doch nicht, wenn er behauptet, es verhalte sich mit der Ausbreitung des Werkes also, daß es einer Ausposaunung sehr nahe kommt. Am stärksten tritt das im dem Handel mit Medikamenten hervor, und hier am wenigsten läßt sich etwas Reklamehaftes leugnen.“

andrer, sie würde immer sprechen: ich liebe, ich kann, ich muß lieben um seinetwillen. Denn ohne ihn könnte ich nichts thun.

Aber ich habe zu viel eingeräumt. Jesu Worte wären uns doch nur eines Weisen Rede, wenn nicht sein Leben und Sterben wäre. „Wie er hatte geliebet die Seinen, so liebte er sie bis ans Ende.“ Sein Kreuz ist uns das Siegel seiner Liebe. Dies Siegel aber führt die Umschrift seines Glaubens. Dieser Mann hat für die Ewigkeit wirken wollen. Ihm ist es felsenfeste Gewißheit gewesen, daß er im Tode nicht untergehen werde, daß seine Arbeit gerade im Ringen der letzten Tage und Stunden ihr Schwerstes vollbringen und ihr Höchstes erreichen werde. Es heißt das Lebensbild Jesu fälschen, wenn man ihm den Heroismus einer Liebe „um ihrer selbst willen“ andichtet. In seinem Tode kommt es zu unwidersprechlicher Deutlichkeit, daß er so nur hat lieben können „um seines Vaters willen.“ Sein Glaube ist die Kraft dieser Liebe gewesen. Die Gewißheit, daß sein Vater ihn nicht verlassen könne in diesem furchtbaren Liebeskampfe, hat ihn aufrecht erhalten in Todesangst und Todesnot. Jenes wunderbar stolze Vertrauen auf den Willen, unter den er sich beugte, hat dieser Liebe im Sterben den Stachel der Verzweiflung genommen. Weil sein Glaube die Welt überwunden hatte, war seine Liebe stärker als der Tod. Heißt das nicht: er liebte um Gottes willen?

Wir rühmen uns nicht, solchen Glauben in unsrer eignen Brust zu finden. Ich denke, auch unser verehrter Gegner wird das nicht von sich sagen wollen. Unser Glaube trägt kein Verlangen, über die Thorheit des Kreuzes Christi hinauszuwachsen. Wo sollten wir auch hin? Zu noch kühnerem Gottvertrauen? Zu noch höherer Lebensgewißheit? Warum denn sollen wir uns dann schämen, auch unsre beste Liebeskraft in dieses Glaubens Dienst und unter dieses Glaubens Schutz zu stellen, „um Christi willen“? Denn uns bleibt Gottes Reich doch ewig unsers Vaters Reich. Diesen Vater kennen wir nur als den Vater Jesu Christi. Der Kinder Glück wird es aber immer auch in aller Liebesarbeit sein, nicht nur der väterlichen Hilfe gewiß zu sein, sondern auch des Vaters Namen zu heiligen und seinen Willen zu vollbringen. Heißt das nicht lieben „um Christi willen“? Denn es ist sein Werk, das wir da getrosten Mutes, mit schwachen Kräften, fortzuführen glauben.

Und nun doch noch ein Zugeständnis. Liebe bleibt Liebe, wo immer sie aus der Tiefe einer lautern Gesinnung heraus geboren wird. Freilich, die Geschichte ist hier furchtbar beredt. „Eine Welt ohne Liebe,“ schreibt Uhlhorn über das erste Kapitel seiner Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit. Diese Welt ist diejenige der griechisch-römischen Bildung gewesen — ohne Christus. Aber seit die Liebe in ihm erschienen ist, haben die Winde ihren Samen hinausgetragen in alle Lande. Unzählige wissen heute nicht zu sagen, woher ihnen die Liebeskeime kamen, die in ihren Herzen Wurzel faßten. Wir aber freuen uns dieser Liebe „um ihrer selbst willen.“ Denn wir sind weit entfernt, unter bewußt christlicher, das ist vom Glauben getragner Liebe eine an sich selbst vollkommnere Stufe sittlichen Lebens zu behaupten. Fast möchten wir das Gegenteil sagen. „Wo Glaube, da ist Liebe,“ sagt unser christlicher Haussegen. Wo aber diese ist ohne jenen, da wollen wir eben die ersten sein, die diesen Heldenmut der Liebe anerkennen. Es muß unsäglich schwer sein, Liebe zu üben, rein und allein „um ihrer selbst willen.“ Wir aber sagen es unserm Gotte Dank, daß er uns die leichtere Aufgabe stellte, zu lieben „um Christi willen.“ Es ist auch das noch schwer genug. Meinen Sie nicht?

Ihr S E

Johann Sebastian Bach als Ausleger der Leidensgeschichte

Uebersicht: 1. Allgemeines über Bachs Kirchenmusik; 2. Abschiedsmahl und Gefangennahme Jesu; 3. Nationale Verwerfung Jesu; 4. Jesus und Pilatus; 5. Golgatha

1. Allgemeines über Bachs Kirchenmusik

Wenn man in Bachs Passionen die Vollendung der protestantischen Kirchenmusik sieht, so bewundert man an ihnen zunächst

und zumeist die großartigen Eingangs- und Schlußchöre, sowie sonstige madrigalische Sätze, die meist wundervollen Arien mit ihrer originellen Instrumentation, und nicht zum mindesten die köstlichen Choräle, einfach und doch so einzigartig harmonisirt oder aber künstlich figurirt; dagegen erscheinen die Recitative beim erstmaligen Hören leicht einförmig, und die eigentlichen Volkschöre rauschen oft allzu wild und schnell vorüber. Und doch dürften gerade diese Stücke das besondere Interesse des Laien verdienen, dem über dem elementaren Eindruck jener komplizirten Schöpfungen des großen Thomaskantors der Einblick in ihres innern Baues Geheimnisse versagt bleibt. Denn dort vermag jeder des Meisters Gedankengänge im einzelnen zu erkennen, ohne bei diesem Versuch den Vorwurf dilettantischer Willkür fürchten zu müssen; wenn er für sein Studium nur immer vor allem die allgemeinen und festen Kunstformen Bachs sich vergegenwärtigt, dann wird er auf diese Weise zugleich von ihm lernen, mit welchen Gedanken und Empfindungen ein Christ in der jetzigen Passionszeit das Leiden seines Heilands nacherleben soll.

Nach der gewöhnlichen Vorstellung freilich, die man sich von Bachs Zeit und Umgebung gebildet, läßt sich dergleichen nicht gerade erwarten. Die Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts mußte namentlich für die Leidensgeschichte nur eine rein dogmatische, transzendentale Auslegung haben. Aber doch war auch hier, schon durch den Individualismus des reformatorischen Rechtfertigungsbewußtseins, nicht selten eine tiefinnige Aneignung des christlichen Heilsglaubens zu finden. Zugleich also zur Würdigung jener vielgeschmähten Phase des Lutheranismus möchte vielleicht neben den gelegentlichen, in jener Richtung sich bewegenden Aeußerungen der Dogmatiker, auch der ältern schon, eine solche Stimme aus der Gemeinde ebenso bedeutungsvoll als willkommen sein, wie sie des alten Johann Sebastian Auffassung der evangelischen Geschichte uns bietet.

Einer seit langer Zeit im Kirchendienst stehenden Familie entsprossen, blieb Bach Zeit seines Lebens strenger Lutheraner. Wie er dereinst in Mühlhausen gegenüber dem frischen, thatkräftigen Superintendenten pietistischer Richtung Frohne zu dem orthodoxen Archidiakonus Eilmar stand, einem geschwätzigen Pedanten und rechthaberischen Grobian, so stammte auch in seiner hinterlassenen Bibliothek die Mehrzahl der Werke von altlutherischen Theologen. Und wenn daneben auch nicht nur Arnd, Gerhard, Heinrich Müller, sondern mit je einem Werke Spener und Francke vertreten waren: gegen den eigentlichen Pietismus mußte ihn doch sein ganzes Kunstideal, jenem ein sündhafter Greuel, immer in Feindschaft halten. So konnte auch unter seinen Textdichtern kein Pietist sein. Aber suchten sie oder bisweilen auch Bach selbst die stramm festgehaltenen Dogmen sich individuell anzueignen, sich wirklich „das Heil ins Herz zu senken,“ wie es in der himmlisch schönen Sopranarie der Matthäuspassion heißt, so mußten sie ganz naturgemäß eine ähnliche Sprache reden, wie wir sie sonst und zumeist bei den Pietisten gewohnt sind. Doch kam nun bei Bach zu dieser religiösen Wärme und poetischen Innigkeit, die man ihm nur in gänzlicher Verkennung seiner Ideale absprechen konnte, noch die damalige Entwicklung der Musik hinzu, um jene „Mystik“ seiner Schöpfungen hervorzuzaubern.

Man liebt freilich jetzt mit diesem Wort auch in der Musik viel irreführenden Mißbrauch zu treiben. Mystisch ist im allgemeinen Sinne ja jede wahre Kunst so gut als jede Religion, wenn man darunter den über das bloße Mittel zum Selbstzweck sich erhebenden Kultus versteht. Wie wir, durchs Gebet zumal, d. h. also durch das Bekenntnis unsers fraglosen Vertrauens auf eine väterliche Vorsehung, das höchste Ziel alles menschlichen Lebens und Strebens in seligem Gefühl vorauserleben, so ist nach Bachs Unterweisung im Generalbaß „aller Musik Finis und Endursache anders nicht als nur zu Gottes Ehre und Recreation des Gemüts“. Ebenso aber wie jenes Gefühl der religiösen Abhängigkeit nicht in einen dumpf anstaunenden Mystizismus auslaufen darf, sondern sich fort und fort in schaffensfreudiger Berufsarbeit auswirken muß, so kann gewiß namentlich weichliche Musik auf die Dauer erschlaffen; bei Bach ist schon durch die strenge Form von vornherein dieser

Gefahr vorgebeugt, die allerdings gerade bei dem damaligen Musikstil nahelag: und in diesem Betrachte nannte ich denselben oben mystisch.

In einer bei aller Verschiedenheit doch unverkennbaren Parallele zu der wesentlich religiösen Emanzipation des Individuums durch die Reformation brach sich erst Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Italien eine neue musikalische Richtung Bahn, die gegenüber der bisherigen kontrapunktischen Stimmenverflechtung das Recht der individuellen Gefühlsäußerung in homophonen Formen voll weicher, jugendlicher Melodik zu wahren suchte. Heinrich Schütz brachte diese „neue Manier der Musik“ nach Deutschland, als nach dem dreißigjährigen Kriege neues Leben zu erblühen begann, das der Anlage des deutschen Volkes gemäß in der Musik mehrere Jahrzehnte eher als in der dogmatisch gebundenen Theologie lebenskräftige Knospen treiben mußte. Die ältere Kantate, das eigentliche Gegenstück des Pietismus auf musikalischem Gebiete, reicht mit Buxtehude zwar noch in jenes Zeit hinein, aber als er recht in Blüte stand, war dieses Stadium in der Musik längst überwunden: teils hatte sich die Kirchenmusik völlig in Konzertmusik verloren, auf der andern Seite aber hatte ihr Bach bei allem Anschluß an Vorgänger und Zeitgenossen die kirchliche Objektivität wieder gewonnen.

Seine musikalische Entwicklung ging ja von der Orgelkomposition, speziell vom Choral aus. In den freien Orgelwerken seiner Jugendzeit zwar noch dem modernsten Ideale der Musik merkwürdig nahestehend, hat Bach doch sehr bald, unbeschadet des Gedankenreichtums und der Schönheit, strengste Formen gewählt. Und diese Prinzipien übertrug er nun auch auf die Vokalmusik. Ergab sich aber dort mit Notwendigkeit aus der Natur der Orgel und des Cembalo der polyphone Stil, so mußten sich ihm nun auch die Chöre so gestalten. Selbst die einzelne menschliche Stimme dachte Bach immer in gewisser Weise instrumental. Auch als er neben den andern Entlehnungen aus der italienischen Musik mit kühnem Griff sogar das Recitativ aufnahm, behandelte er es doch zunächst ausschließlich und in teilweisem Betracht immer rein musikalisch, wie früher an seiner Stelle die Gregorianischen Psalmodien, sodaß nicht auf dem, was singend gesprochen, sondern was sprechend gesungen wird, das Hauptgewicht liegt; erst allmählich wurde damit neben einer mehr äußerlichen Tonmalerei, wie sie schon seine Vorgänger so liebten, auch eine empfindungsvolle Deklamation der einzelnen Worte und spezielle Charakterisirung der verschiedenen Szenen und Gemütszustände zu einer höhern Einheit verknüpft.

Und diese Entwicklung können wir nun ganz besonders an den Passionsmusiken verfolgen. Wir kennen deren vollständig noch drei: die Lukaspassion ist wohl gegen gewichtige Autoritäten doch mit dem verdienten Bachbiographen Spitta, auf dem auch ich hier neben andern Gewährsmännern zum Teil fuße, recht gut aus der Weimarer Zeit des Meisters zu verstehen, wennschon sie erst am Karfreitag 1734 aufgeführt wurde; die Johannespassion stammt aus der Köthener Periode und wurde 1724 zum ersten Mal gesungen, freilich ohne fünf ihrer jetzigen, später hinzugefügten Hauptnummern, derenthalben sie Schumann hinter die Matthäuspassion stellen wollte; endlich diese selbst brachte der Welt der 15. April 1729. Eine gewisse charakteristische Verschiedenheit, namentlich der beiden letzten großen Passionen, war schon durch den zu Grunde gelegten evangelischen Text gegeben. Das Johanneische Evangelium mit seiner trotz der genauen Berichte gerade über die Leidensgeschichte doch wesentlich „pneumatischen“ Betrachtungsweise mußte auch der Musik einen mehr einförmigen, mystisch-verschwommenen Charakter aufdrücken, sodaß Bach selbst durch Herübernahme dramatischer Stellen aus dem Matthäusevangelium, wie namentlich des Berichts über die Ereignisse nach Jesu Tode, den Gang etwas zu beleben für nötig fand; eben der Bericht des ersten Evangelisten dagegen ist ja überhaupt in dem ganzen Aufbau dieser Geschichten so außerordentlich dramatisch, daß man auch der Matthäuspassion schon deshalb einen dramatischen Zug nicht wohl absprechen kann. Doch muß man sich nun hier durchaus vor der heutzutage üblichen beständigen Vergleichung mit moderner Musik hüten. Bach ist und bleibt Kirchenkomponist, und von den drei Schützschen Passionen (die Markuspassion ist auszunehmen) unterscheidet sich auch sein Meisterwerk „wie eine Predigt über die Leidensgeschichte von einer szenischen Darstellung derselben.“ Für Bach liegt immer der Nachdruck auf der religiösen Empfindung des Christen bei Anhörung der Leidensgeschichte. Diesem Zwecke dienen zunächst die meist recht passend eingeschalteten Choräle, in der Lukaspassion auch Stücke der Litanei, des Tedeums und Vaterunsers, ferner die betrachtenden Chöre der gläubigen Seele und der Tochter Zion. In ihnen knüpfte Bach wie im allgemeinen mit dem ganzen Gedanken, so im besondern mit einzelnen Motiven an die zeitgenössischen Paraphrasen der Leidensgeschichte an; wo er keine derartige und ihm zusagedeu Dichtung zur Verfügung hatte, wie bei der schnell vollendeten Johannespassion, suchte er jenes Herzensinteresse an seinem Stoffe durch Wiederholungen in den Recitativen und lang ausgesponnene Volkschöre zu befriedigen, obwohl so manchmal der Gang der Handlung durch ungebührlich in den Vordergrund gedrängte Nebensachen aufgehalten wird. Und endlich sind selbst die eigentlichen hochdramatischen Volkschöre, auch der Matthäuspassion, vor allem aber die Recitative von der wahren, nicht erkünstelten Mitempfindung des gläubigen Christen gerade so gestaltet worden. Denn wenn eben auch, wie man nie vergessen darf, für Bach immer ein allgemeines musikalisches Formenprinzip obenan stand, das manchmal Fehler der Deklamation im gemeinen Verstande veranlaßte und dem scheinbar verschiedensten Inhalt eine gleiche Form aufzwang: das ist eben das Geniale an dem großen Meister der Form, daß diese zumeist und, je genauer man zusieht, desto überraschender dem Inhalt entspricht und dient. Wohl bleiben gewisse Willkürlichkeiten, wie man sie aber bei jedem großen Geiste mit in Kauf nimmt. Auch ist nicht anzunehmen, daß Bach nun selbst beim Schaffen alle die Gedanken gehabt hätte, die wir jetzt aus seinem fertigen Werke herauslesen und bei seiner drastischen Ausdrucksweise, die eine Grundstimmung so verschiedentlich zu moduliren weiß, gerade bei ihm ohne allzu große Gefahr des Subjektivismus herauslesen können; denn gerade auch dies ist wieder „die Macht des Genius, daß er das Hohe und Schöne mit einem Griff erfaßt, während wir alle seine Vorzüge nur langsam und durch Forschung entdecken.“

Wohl wird nun ein solcher Versuch, wie ich ihn hier wagen möchte, durch Beschreibung und Deutung der musikalischen Mittel Bachs seine Auffassung von der Leidensgeschichte zu erläutern, bei der Notwendigkeit einer bunten Mischung verschiedenster Elemente zunächst wenig ansprechend und genießbar ausfallen. Indes vielleicht dienen diese Zeilen doch dem einen oder dem andern zur Anregung, sich an der Hand des alten frommen Meisters einmal die „Herrlichkeit des Gottessohnes auch in der größten Niedrigkeit“ menschlich nahezubringen und auf Herz und Gemüt wirken zu lassen. C C

Berliner Arbeiterbibliothek

2. Die sozialistische Frau

Das zweite Heft der Berliner Arbeiterbibliothek enthält eine Rede von Max Schippel, dem Herausgeber der ganzen Reihenfolge von Traktaten. Max Schippel, Sohn eines Schuldirektors in Chemnitz, entstammt bürgerlichen Kreisen, ist aber mit der ganzen Fülle seiner Kenntnisse und mit seiner Gabe klarer Darlegung wirtschaftlicher Verhältnisse in das Lager der Sozialdemokraten übergegangen. Da ihn jetzt seine Vaterstadt mit erdrückender Stimmenüberzahl in den Reichstag gewählt hat, wird er vermutlich binnen kurzem eine noch viel größere politische Bedeutung erhalten, als er sie heute in seiner Eigenschaft als Redakteur der „Volkstribüne“ schon besitzt. Seine in diesem Hefte vorliegende Rede handelt von dem Nutzen und der Bedeutung der Gewerkschaften für die Arbeiterbewegung. Wir geben aus ihr nur einen Teil des letzten Abschnitts:

Die Gewerkschaftsbewegung hat Großes gethan, die Arbeiter wirtschaftlich und politisch zu heben. Sie hat die Arbeiter überhaupt erst zu wirtschaftlichem Nachdenken herangezogen; sie

hat ihnen einen Einblick in das ganze Wirtschaftsgetriebe, in das verhängnisvolle „Wirken von Angebot und Nachfrage“ verschafft; sie hat ihr Solidaritätsgefühl, ihr Klassenbewußtsein geweckt, ihre Ausdauer gestählt und ihren Opfermut gestärkt.

Und diese gewaltige erzieherische Wirksamkeit, mit der alle Fortbildungsschulen und Fachschulen, alle Kirchen, Bibliotheken und Museen, wie sie heute beschaffen sind, sich nicht messen können — sie sollte schließlich in nichts enden, wie in einer Verrohung und Verderbtheit der Massen?

Nein, das glauben die Gegner selber nicht; das hat auch alle Erfahrung längst als ganz hinfällig erwiesen!

Um nur ein Beispiel, freilich ein schlagendes, zu erwähnen, wollen wir hier auf die englischen Landarbeiter verweisen. So lange diese unorganisirt waren, griffen sie — wie übrigens heute noch die irischen Pächter und die russischen und rumänischen Bauern, also Angehörige der besitzenden Klassen! — häufig zu dem Mittel der Brandstiftung, um sich für widerfahrene Unbill zu rächen. „Den Pächtern wurden die Korn- und Heuschober auf den Feldern, ja die Scheunen und Ställe unter ihren Fenstern angezündet. Fast jede Nacht flammten ein paar solcher Feuer und verbreiteten Entsetzen und Schrecken unter den Pächtern und Grundeigentümern. Die Thäter wurden nie oder selten entdeckt, und das Volk übertrug diese Brandstiftung auf eine mythische Person, die es Swing nannte. Man zerbrach sich die Köpfe darüber, wer dieser Swing sein möge, woher diese Wut unter den Armen der Landdistrikte entstehe; an die große bewegende Kraft, die Not, die Unterdrückung, dachten die Wenigsten.“ Diese Agrarverbrechen verschwanden nicht früher, als bis die ländlichen Arbeiter aus ihrem Stumpfsinn erwachten und zu einer Organisation gelangten!

Nach dieser kurzen Berücksichtigung des zweiten Heftes wenden wir uns in ausführlicherer Weise dem dritten zu. Es hat den Titel: „Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart“ und ist von Klara Zetkin in Paris geschrieben. Es entrollt das Bild der Familie, wie sie von der Sozialdemokratie in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft angeschaut wird. Der Rückblick auf die Vergangenheit geht von dem Satze aus: Die Lage der Frau befand sich stets in Uebereinstimmung mit der Lage der produktiv thätigen Masse des Volkes. Pflichten und Rechte der griechischen und römischen Matrone entsprachen im wesentlichen denen der antiken Haussklaven. Die Stellung der mittelalterlichen minniglichen Herrin und züchtigen Hausfrau unterschied sich fast in nichts von der ihrer leibeignen Mägde. Die moderne Frau ist in nichts besser, in vielem schlechter daran wie der moderne Lohnarbeiter. Wie dieser ist sie ausgebeutet und rechtlos.

Sehr viel hat auch das Christentum nach Klara Zetkin zur Verkrüppelung und Knechtung des weiblichen Geschlechtes beigetragen. Das Märchen von Evas Schuld half den Männern, das Weib als geringern Wertes hinzustellen:

Wie die teleologische Weltauffassung den Ochsen zu dem Zweck vom Schöpfer hatte erfinden lassen, daß der Mensch Beefsteaks essen und rindslederne Stiefel tragen konnte, so kannten die meisten Philosophen und Gesetzgeber für die Entwicklung und Rolle der Frau keinen andern Zweck, als zur Annehmlichkeit des Menschen par excellence, d. h. des Mannes da zu sein, die Rasse fortzupflanzen und Hausklavendienste zu leisten.

Wenn dabei von seiten der verantwortlichen Familienunternehmer den Frauen eine gewisse Hochachtung gezollt wird, so galt diese nicht der Frau als solcher, sondern der hervorragenden unentbehrlichen Arbeitskraft im Familienbetriebe:

Die Frau mußte als Hausklavin an ihren alten Kreis gefesselt bleiben, bis die Maschine als Heiland auftrat und mit dem Dröhnen und Stampfen ihres Räderwerks das Evangelium von der Menschwerdung, von der wirtschaftlichen Verselbständigung der Frau verkündete.

Die Maschine entriß dem Hausbetrieb eine Thätigkeit nach der andern; durch sie ist die gute alte Hausfrau, die ihre Seife kocht, ihre Lichte zieht, ihren Essig aus Fruchtabfällen gewinnt, die spinnt, webt, färbt, schneidert, strickt, häkelt, stickt, bäckt und schlachtet, immer mehr zu einer kulturgeschichtlichen Merkwürdigkeit, zu einer wirtschaftlichen Versteinerung geworden. Auch das Waschen und die Herstellung der Nahrungsmittel beginnen sich dem Hausbetriebe zu entziehen. In den Bevölkerungsmittelpunkten wird Zentralheizung und Zentralbeleuchtung die angebahnte Emanzipation vom Kochtopf zu Ende führen.

Vorläufig ist es die Frau der arbeitenden Menge, die von der häuslichen Arbeit zur Thätigkeit im größern Kreise der Fabrik übergeht. Zunächst tritt sie (dies ist eine Folge unsrer kapitalistischen Produktionsweise) als Konkurrentin des Mannes auf. Viele Männer werden um der Frauenarbeit willen auf die Straße geworfen. Deshalb aber die industrielle Frauenarbeit abschaffen zu wollen, wäre ein aussichtsloser Rückschritt in die Zeit vor der Maschine. Das Ziel der Arbeiterschaft muß sein, die Frau zu organisiren, damit sie nicht mehr den Lohn unterbiete, sondern gleichberechtigte Kampfgenossin werde. Wird aber die Frau wirtschaftlich zur Genossin des Mannes, so ist nicht einzusehen, warum sie nicht in kommunalen und staatlichen Angelegenheiten ebenso gut ihre Stimme sollte geltend machen können, wie der Mann es thut. Die industrielle Arbeiterin hat an Umgestaltungen der Gewerbeordnung, an Arbeiterschutzgesetzen, an Versicherungskassen und darum auch am Stärkeverhältnis der Parteien dasselbe Interesse, das die Männer haben. Warum soll sie nicht ihr Pfund an Rechten fordern, wo sie ihren Zentner an Pflichten darbringen muß? Man traue ihr nur die Fähigkeit der politischen Mitarbeit zu, und sie wird sich des Zutrauens würdig erweisen.

Was aber soll bei solchen Voraussetzungen aus der Erziehung der Kinder werden? Es waren dichtende und philosophirende Spießbürger, die den Naturberuf der Frau zu besingen pflegten, daß sie lehret die Mädchen und wehret den Knaben. Eine genauere Beobachtung der Verhältnisse zeigt, daß die Erziehung der Kinder thatsächlich bei den Müttern des Kapitals und der Arbeit in gleicher Weise zum Schein herabgesunken ist. Die Erzieherthätigkeit der reichsten Mütter beschränkt sich darauf, Ammen, Bonnen, Kindergärtnerinnen, Lehrerinnen und Lehrer auszuwählen, zu besolden und zu beaufsichtigen. Die Arbeiterfrau jedoch muß froh sein, wenn ihr eine Krippe oder Kleinkinderbewahranstalt offen steht, damit sie nicht während der Arbeitszeit die Kleinen den allerunsichersten Händen überlassen muß. Nur im Mittelstande, diesem Raritätenkabinett für alle längst überlebten Einrichtungen, hat die mütterliche Kindererziehung noch eine einstweilige Heimat. Im großen und ganzen wird und muß die Kindererziehung aus der Familie in die Gesellschaft verlegt werden. Sie wird und muß aus den Händen der Mütter in die von Pädagogen im weitesten Sinne des Wortes übergehen. Alle sentimentale Heulmeierei kann an dieser notwendigen Thatsache kein Jota ändern.

Daß übrigens die Mutter die von der Natur vorherbestimmte Erzieherin der Kinder sei, erscheint unsrer Schriftstellerin als einer jener seichten, landläufigen Gemeinplätze, die noch so zahlreich durch ein Jahrhundert humpeln, in dem sie nichts mehr zu suchen haben. Vom Naturberuf der Mutter kann man bloß im Säuglingsalter des Kindes reden. Bei dessen weiterer Entwicklung aber hat die berufsmäßige Erziehung ihre Aufgabe zu erfüllen. Die bisherige Erziehung der Mütter war himmelweit davon entfernt, den berechtigten Ansprüchen zu genügen. Wie sollte auch die seit Jahrhunderten geknechtete und verkümmerte Frau ein kräftiges Geschlecht emporziehen können? Wertlos ist auch die viel gehörte Rede von dem moralisch veredelnden Einflusse des Ewig-Weiblichen. Im allgemeinen reicht nämlich das Denken der Frau nicht über ihre Familie hinaus, sie übt eine engherzige Familienmoral, die im Gegensatz steht zu der gesellschaftlichen Moral, welche durch die neuen Verhältnisse bedingt wird. „Das Weib, welches für die Ihren der höchsten Aufopferung fähig ist, erweist sich der Gesellschaft gegenüber von oft geradezu brutalem Egoismus.“ Familie und Gesellschaft bilden im Kopfe der Frau feindliche Gegensätze, und der Mann, der das Familieninteresse dem Gemeinwohl aufopfert, erscheint ihr nur zu oft als eine Art Verbrecher oder Thor. Erst dann, wenn die Frau durch eine freie Entwicklung, in einem freien Gesellschaftswesen voll und ganz zum Menschen geworden ist, wenn sie auf einer Höhe der Anschauung steht, daß sie mit Goethes Prometheus allen Götzen der Vergangenheit das wunderbar stolze Wort entgegenschleudern kann: „Hier sitze ich und forme Menschen nach meinem Bilde“ — erst dann haben wir das Recht, auch die Frau zu den berufenen Erziehern der Jugend zu rechnen. —

Viele, vielleicht die meisten unsrer Leser werden fragen: Wozu diese Phantasien so breit wiedergeben? Wir thun es deshalb, weil diese Phantasien, in denen übrigens einige Schatten von Wahrheit vorkommen, die Lehre von der Frau sind, die fast ein Fünfteil des deutschen Volkes mit mehr oder weniger Eifer gelehrt bekommt, weil schon die Organisation der arbeitenden

Frau Riesenfortschritte gemacht hat, und weil wir glauben, daß die Sozialdemokratie mit derartigen Sätzen hunderttausende von Frauen dem christlichen Glauben entwinden wird, wenn wir fernerhin unthätig bleiben.

Was sollen wir thun?

Wir sollen eine klare, katechismusartige Lehre von Familie und Ehe formuliren und verkündigen. Wenn wir gar nichts Bestimmtes lehren, sondern bloß im allgemeinen die Familie preisen wie bis jetzt, so werden die Sozialdemokraten den Vorteil haben, behaltbare Sätze ins Gehirn des Volkes zu prägen.

F N

Das Verschwinden der Emma Tacke

Aus Elberfeld

Unter diesem Titel erscheint soeben im Verlage der rührigen Buchhandlung des Evangelischen Bundes (Carl Braun, Leipzig) ein Schriftchen,*) das in jeder Beziehung der Beachtung wert ist.

Wohl manchem von unsern Lesern wird bei dem Namen Emma Tacke die unheimliche Geschichte wieder einfallen, die vorigen Sommer der Pfarrer Thümmel in Remscheid zuerst der Oeffentlichkeit übergab. Auch in diesem Blatte ist sein „Offner Brief an den Erzbischof Krementz von Köln" besprochen worden.**)

Das Aufsehen, das die Sache machte, war wahrlich berechtigt. Denn daß ein Mädchen von sechzehn Jahren längere Zeit hinter dem Rücken der Eltern von einem Kaplan in der katholischen Religion unterrichtet wurde, das war ja schon schlimm. Daß aber der Familie die Tochter so weit abspenstig gemacht werden konnte, daß sie, zur Rede gestellt, den Eltern ins Gesicht warf: „Ihr werdet ja doch alle nicht selig"; daß sie sich heimlich aus dem Elternhause entfernte, von katholischen Helfershelfern unterstützt ins Ausland entfloh, und bis auf diesen Tag verschwunden ist; daß dies unter den Augen der Polizei sich abspielen konnte, ohne daß die Behörden sich des armen Webers annahmen, und daß die ersten eingehenden Nachforschungen erst auf direkten Befehl des seligen Kaisers Wilhelm I. angestellt worden sind: ja das sind Dinge, die man sich eben in vielen Teilen unsers guten Deutschlands nicht träumen läßt.

Daß solch ein Fall leider nicht vereinzelt dasteht, weiß jeder, der in Gegenden mit konfessionell gemischter Bevölkerung gewohnt hat.

Wirkte damals Thümmels erste Veröffentlichung wie eine Bombe, die beim Zerplatzen eine Menge Staub aufwirbelte und aufwirbeln wollte (auf den Straßen standen in jenen Tagen bei uns in Elberfeld die einfachen Leute, um sich den Brief vorzulesen): so hat die vorliegende Schrift eine ganz andre Absicht. Thümmels Vorgehen war ein berechtigter Ausdruck der ersten Entrüstung. Jetzt folgt als wichtige Ergänzung eine rein sachliche Beleuchtung, die gewiß den Tadel erfahren wird, daß sie zu mild mit den betreffenden Leuten umgehe. Gerade darum halten wir sie so sehr der Beachtung solcher Männer wert, die, dem konfessionellen Streite abgeneigt, ihre Meinung etwa in dem Aufsatze zum Ausdruck gebracht sahen, der in diesen Blättern erschien unter dem Titel „Unsre Haltung Rom gegenüber."***)

Die vorliegende Schrift macht nicht den Erzbischof, nicht die Helfershelfer verantwortlich, sondern das ganze jesuitische System, das alles christliche Wesen innerhalb des Katholizismus zu unterdrücken sich nicht scheut, namentlich sobald es Miene macht, im Protestantismus einiges Christentum anzuerkennen.

Vielfach ist im vorigen Sommer von Freunden aus den östlichen Gegenden Deutschlands die Frage an mich gerichtet worden, ob denn gar keine Antwort auf Thümmels Angriff erfolgt sei. Das ist seitdem geschehen, und da die Verteidigung des Hauptangeklagten, des Kaplans, wörtlich in der vorliegenden Schrift abgedruckt ist, wird sie schon deshalb ein weitgehendes Interesse hervorrufen. Gerade diese Verteidigung ist ein charakteristisches Meisterstück jesuitischer Verdrehung. Der Verfasser hat wohl daran gethan, sie tiefer zu hängen. Der Kaplan versichert nämlich, mit den an der Sache beteiligten Personen „bis zur Stunde auch nicht mit einem Worte über die ganze Tackesche Angelegenheit verhandelt zu haben." Dabei sind die Beteiligten, natürlich lauter Katholiken, zum Teil Führer der ultramontanen Partei in hiesiger Stadt. Und mit diesen „seinen Freunden" (S. 9) will der Kaplan über eine Sache, in der er „dreimal zu Protokoll vernommen worden," bis zur Stunde auch nicht mit einem Worte verhandelt haben!!

Manchem wird schwer werden, an die Richtigkeit dieser Behauptung zu glauben. Trotz alledem könnte vielleicht der Verfasser Recht behalten, der die Sache so beurteilt (S. 14):

> Wir halten jene Aussage des Kaplans für buchstäblich wahr. Die Sache war so heiklig, daß selbst die in solchen Fällen an die protestantische Toleranz gewöhnten Ultramontanen eine Verfolgung der Angelegenheit von seiten der zuständigen Behörden erwarten mußten. Für solche Fälle sind die passendsten Akteurs unbekannte Leute, die hinter den Kulissen bleiben. Wer schon mit der Sache in offenkundige Beziehung gekommen ist, der hält sich fürderhin möglichst fern, spricht gar nicht darüber, auch nicht mit seinen Freunden. Andre, die der Sache ganz unparteiisch gegenüber zu stehn scheinen, oder noch besser solche, deren Namen niemand erraten kann, weil sie nie in der Sache erwähnt sind, übernehmen es, das gewonnene Schäfchen in Sicherheit zu bringen.

Ist diese Auffassung die richtige, so wird dadurch die Sache des Kaplans nicht etwa besser; wir halten vielmehr des Verfassers Schlußfolgerung für zwingend, daß darin erst recht das offenkundige Zugeständnis liege, daß die Sache das Licht zu scheuen hatte.

Sehr richtig urteilt der Verfasser über die abscheuliche Verdrehung der Thatsachen in dem Schlußworte des Kaplans. Dieses lautet nämlich also:

> Das Resultat war:
> Auf der einen Seite mit mir die königliche Staatsanwaltschaft, der Regierungspräsident in Düsseldorf, Se. Durchlaucht der Reichskanzler Fürst Bismarck, Se. Majestät König und Kaiser Wilhelm I., auf der andern Seite der Weber Tacke mit — dem Verfasser des offnen Briefes.

In Wirklichkeit steht die Sache so, daß der Kultusminister erklärt:

> ... daß die nach dem Verbleib der Tochter wiederholt angestellten sehr umfassenden Ermittelungen bisher zu dem gewünschten Resultat leider nicht geführt haben, welche die königliche Regierung in Düsseldorf anwiesen, die Angelegenheit nicht aus dem Auge zu verlieren und thunlichst weitere Ermittelungen über den Verbleib der Tochter anzustellen. (S. 15.)

Wir begreifen es, daß hier auch den sonst so maßvollen Verfasser unsrer Schrift die Entrüstung übermannt. Doch auch jetzt kein Scheltwort, sondern eine ironische Fabel, welche die Situation schlagend beleuchtet und die sich Ultramontane wie vertrauensselige Protestanten hinter die Ohren schreiben dürfen:

> Der Wolf raubte ein Lamm, welches er abseits von der Herde in die Irre gelockt hatte. Wo waren Hirt und Hunde? Der Hirt schlief im Vertrauen auf die Wachsamkeit seiner Hunde. Die Hunde schliefen auch; denn sie sagten: „Der Wolf ist nicht da; der Wolf kommt auch nicht; es ist überhaupt fraglich, ob es noch Wölfe giebt; das war früher." — Am andern Morgen fehlt das Lamm. Jetzt sucht der Hirt mit allen seinen Hunden. Aber es ist zu spät! — Da stellt sich der Wolf auf den Markt und ruft: „Lieben Leute, was seht ihr mich so an? Ich habe nichts Böses gethan; der Hirt und die Hunde sind meine Zeugen. Ihr seht ja, ich laufe noch immer frei herum!"

Die juristische Seite hat der Verfasser durchaus zurücktreten lassen. Heute, nach acht Jahren [! D. H.] ist eben nichts mehr zu machen. Ob der Fall damals wirklich keinen Grund zum Einschreiten der Behörden geboten hätte, wie (S. 3 f.) von der Staatsanwaltschaft behauptet wird, darüber habe ich doch manchen Juristen sehr anders und sehr erregt urteilen hören.

Ganz vortrefflich ist auch der Hinweis auf das Verhältnis von Staat und Kirche. Denn an wen wendet sich der Reichskanzler, als er Nachforschungen nach der Verschwundenen anstellen will? An den Erzbischof von Köln? O nein! Nicht einmal um Beihilfe wird dieser ersucht, sondern die königliche niederländische Regierung stellt auf den Antrag unsers Auswärtigen Amtes die Nachforschungen an (S. 13).

---

*) Das Verschwinden der Emma Tacke. Wie es geschah und was es uns lehrt. 2. Auflage, Leipzig, 1890. 23 S. Preis 10 Pfg.

**) Jahrgang 1889, Sp. 661 ff.

***) Jahrgang 1889, Sp. 571.

Mehrere Besprechungen unsers Falles aus katholischen Federn werden weiter hier angezogen. Es wird namentlich hervorgehoben, daß sich nirgends auch nur ein Wort des Bedauerns darüber findet, daß dem Vater die Tochter verloren ist, daß hier ein frevelhafter Einbruch in die Familie vorliegt. Nach römischer Auffassung freilich ist hier eben eitel Freude. (S. 15) Herr „Quartus“ urteilt:

Die Emma Tacke hat recht viel Charakter, recht viel Klugheit entwickelt, daß sie den Eltern verheimlichen konnte, daß sie sich in der katholischen Religion unterrichten ließ.

Ja „Quartus“ geht so weit, daß er behauptet:

Auch sage ich, die Helfer haben sich Gottes Lohn durch die selbstverleugnende Aufopferung verdient!

Damit scheint mir der Gipfel konfessioneller Voreingenommenheit erreicht.

Von unserm Falle erhebt sich die Schrift dann höher zu allgemeinern Gesichtspunkten. Die Lehren der katholischen Kirche über den Cölibat müßten notwendig dazu führen, die Wertschätzung der Ehe im Volke zu mindern. (S. 16 ff.)

Sie kommt dann auf ähnliche Fälle, den berühmten Mortarafall, dann auf einen andern, der jüngst in Breslau passirt ist, wo der „Friedensbischof“ Georg Kopp in seiner Antwort an den Vater mit herzzerreißendem Hohn antwortet, in dem „Frieden und dem Glück“ der Kinder pflegten die Eltern großen Trost zu finden.*)

Daß viele Katholiken die Vergröberung der Lehre und Praxis ihrer Kirche wohl fühlen und schon damals fühlten, als vor einem halben Jahrhundert die jesuitische Richtung zu erstarken begann, das wird sehr ergreifend aus dem Tagebuche der edeln katholischen Krankenpflegerin Amalie von Lasaulx gezeigt (S. 17), aus dem auch das tiefempfundene Motto unsrer Schrift entnommen ist:

Es bleibt die Lebensaufgabe eines wahren Christen, die Gefühle des menschlichen Herzens zu veredeln und zu heiligen, aber keineswegs mit frevelnder Hand den Stab darüber zu brechen.

Den Schluß der gedankenreichen Broschüre bilden einige Fingerzeige über die religiöse Erziehung.

Wohlthuend berührt, wie schon hervorgehoben, der ruhige Ton in der ganzen Schrift und die großen Gesichtspunkte, die überall der Beurteilung zu Grunde liegen. So verübt Jemand, der zwar den Auswüchsen des jesuitischen Systems scharf entgegentritt, dabei aber stets geneigt ist, dem einzelnen katholischen deutschen Bruder die Hand zur Versöhnung darzubieten, wenn er nur „sein Herz offen hält für das Wehen des göttlichen Geistes.“

Männer, die so wie der Verfasser denken, sind ja nicht etwa eine Seltenheit auf evangelischer Seite. Im Gegenteil ich behaupte, daß ein gut Teil**) der sogenannten Lauheit in Glaubenssachen gegenüber den jesuitischen Uebergriffen nichts andres ist, als das echt protestantische Gefühl: Ich kann mit den Katholiken so gut auskommen; ich will die vielen Verständigen unter ihnen nicht vor den Kopf stoßen.

Echt protestantisch sage ich. Denn der siegreiche Jesuitismus allerdings ist unduldsam. Der echte Protestantismus ist unendlich duldsam, zumal wenn er siegreich ist, und namentlich heutzutage. Wir können gar nicht anders. Ein evangelischer Gymnasiallehrer versicherte mir einmal: Ich komme gar nie in Versuchung, meine katholischen Schüler zurückzusetzen. Im Gegenteil. Ich habe mich nur immer zu hüten, daß ich sie nicht vor den evangelischen vorziehe. Ich denke unwillkürlich immer daran, auch den entferntesten Schein zu vermeiden, daß die Kinder etwa um ihres Bekenntnisses willen zurückstehen müßten. — Diese Aeußerung begrüßte ich mit Freuden; sie war mir freilich im Grunde nicht auffällig. Sie spiegelt eben einfach die Art des Protestantismus wieder. Darum sind ja die frommen, aufrichtigen, antijesuitischen Katholiken in einem protestantischen Staate am besten aufgehoben. Nur in einem solchen dürfen sie weiter existiren, in einem jesuitisch regierten sind sie verloren. Viele von den guten, noch nicht dem Jesuitismus völlig verfallenen Katholiken fühlen das selbst. Einen Beweis davon erlebten wir kürzlich in unsrer Stadt. Bei den letzten Stadtverordnetenwahlen hat sich die Mehrzahl der Katholiken von der Tyrannei des ultramontanen Blattes losgemacht. Sie haben in die von den Kartellparteien hingehaltene Hand eingeschlagen. Die „Wupperthaler Volksblätter“ (der schlimmsten eines!) erhielten dabei von besagten Herren eine Absage, wie wohl noch nie ein Zentrumsblatt seit dem Kulturkampf. Auch bei den Reichstagswahlen erklärt sich wohl der Rückgang der Stimmen für den Zentrumskandidaten hierzulande mit daraus, daß ein Teil der Katholiken im selben Sinne mit für den Kartellkandidaten gestimmt hat.

Für den innerlich frommen Katholizismus können wir mithin nicht besser sorgen als durch Stärkung des protestantischen Geistes.

x

*) Vgl. Nr. 3, Sp. 71 f. des laufenden Jahrgangs.

**) Aber eben doch nur ein Teil.

D H

Die gesperrten siebzehn Millionen

Es ist eine Thatsache, die auffällig erscheinen kann, daß diejenigen Zeitschriften, welche die kirchliche Rechte vertreten, zumeist es vermeiden, auch ablehnen, Ausführungen über die beinahe siebzehn Millionen Sperrgelder und deren etwaige Verwendung zu bringen, gleich als wenn in diesem Betracht evangelischerseits gar nichts zu sagen und zu wünschen wäre. Man ist, so darf man schließen, der Ansicht, über die genannten Millionen sei schon verfügt, und alle Anträge und Hinweise auf gerechte Verteilung und wahrhaft zweckgemäße Verwendung seien überflüssig; oder man sieht es als natürlich an, daß auch diese — doch wohl nennenswerte? — Summe in den römischen Schoß, der schon so vieles begehrlich und mit viel Dank (!) in sich aufgenommen hat, ausgeschüttet wird. Dieselbe Auffassung hatte, so schien es, ein Führer der Nationalliberalen, ein öfters und in Ehren genannter deutscher Historiker, als wir ihn unlängst darum ersuchten, seinen Einfluß bei den Gesinnungsgenossen mit Mund und Feder geltend zu machen.

Man kann in dieser, auch wohl in andern Fragen leicht in die Stimmung sich verirren (und eine Verirrung scheint hier bei manchen vorzuliegen), als ob alles umsonst und vergeblich sei und man sich also eine Mühe gänzlich ersparen könne. Doch scheint es uns hier wenig am Platze, diese Meinung in sich aufkommen zu lassen. Vielmehr ist die hier vorliegende Frage eine so wichtige, daß wir aufs neue auf ihre Bedeutsamkeit mit wenig Worten eingehen möchten, indem wir auf die Bemerkungen in Nr. 5 und 6 dieses Blattes vom Jahre 1889 und auf Nr. 7, S. 167 von diesem Jahre verweisen.

Ein Gesetzentwurf zur Verteilung jener Millionen scheint eben in Arbeit oder schon vollendet zu sein. Man fühlt natürlich die Schwierigkeit einer alle zufriedenstellenden Ausgleichung lebhaft genug; möchte einerseits die „römisch-katholischen Kreise wenigstens einigermaßen thatsächlich befriedigen,“ anderseits aber nicht gern „eine etwaige Befriedigung der katholischen Kirche mit entsprechender Unzufriedenheit in evangelischen Kreisen erkaufen.“ So heißt es wörtlich in den offiziösen Berliner Politischen Nachrichten; man könnte angesichts dieser Bedenken versucht sein, auf Grund von bekannten Thatsachen der jüngsten Vergangenheit im Sinne leitender Kreise den Ton auf den ersten Gesichtspunkt zu legen. Denn wenn ein Unmut manche erfaßt hat, so lag der Grund hierfür auf flacher Hand: man dachte nur allzusehr an eine „thatsächliche Befriedigung der katholisch-kirchlichen Kreise,“ während man doch mit der auch thatsächlichen vielfachen „Unzufriedenheit in evangelischen Kreisen“ höchst wenig zu rechnen schien. Mit Rom rechnete und paktirte man; Wittenberg ließ man — wohl aus Vergeßlichkeit? — beiseite. Ob, was vor kurzem geschah, nun seine Wiederholung erleben soll? Sollten wirklich drei große Fraktionen des preußischen Landtags, Konservative, Nationalliberale und Zentrum, in großer Friedensseligkeit und im Ueberschwang des Gefühls: wie wir doch so herrlich und köstlich in den Hafen des kirchlichen Friedens eingelaufen sind! sich wechselseitig in unsrer Frage die Hand reichen, die einen verschwenderisch Millionen spendend, die andern sie einfach, wie selbstverständlich, acceptirend — nun dann wäre ja nach der Anschauung nicht weniger ein Stein des

Anstoßes beseitigt, eine nicht ganz leichte Frage kurzerhand erledigt.

Eins wäre wohl mit Sicherheit vorauszusagen, nämlich die Erfüllung des Sprichwortes: L'appetit vient en mangeant, und der so wenig löschbare Appetit könnte sich ja dann, ist diese Angelegenheit befriedigend zu Ende geführt, auf andre Brocken werfen, die — sich finden lassen.

Doch — wie lagen, wie liegen in Wahrheit die Dinge? Im Laufe der siebziger Jahre waren für **beide** Kirchengemeinschaften in gleicher Weise staatlich kirchliche Gesetze gegeben, rite waren sie erlassen und verkündigt. Die evangelische Kirche, wie männiglich bekannt (wir wollen kurz sein) ohne Schuld mit betroffen, war gehorsam und fügte sich gemäß Römer 13, 1 ff. Die römisch-katholische Kirche dagegen, die **allein** jene Gesetzgebung verschuldete und auf dem Gewissen hatte, versagte den Gehorsam. Die angedrohten Strafen traten ein so wie bei jeder Gesetzes**nicht**achtung. Gelder, die der Staat sonst an die Kirche wie früher gezahlt haben würde, behielt er nun in seiner Hand und Gewalt; sie wuchsen nach und nach zu einer beträchtlichen Höhe an, wurden sorgfältig verwaltet und verzinst, und nur die Kosten der Verwaltung und Ueberwachung dieser sich ansammelnden Gelder kamen in Abzug.

Nun sind es beinahe siebzehn Millionen Mark geworden, und es handelt sich um ihre **gerechte** und **gewissenhafte** Verwendung. Wer hat sie in seiner Gewalt? Antwort: der Staat und **nur er**. Er kann zweierlei damit thun. Entweder, sie in seiner Hand behalten und sie etwa zu allgemein humanitären Zwecken, zur Unterstützung der Armen, Notleidenden, ums tägliche Brot sich Sorgenden, zur Verpflegung von Kranken, ohne Unterstützungswohnsitz umher Irrenden und andrer armseligen Menschenkinder verwenden. **Oder** der Staat giebt die Summe an die Kirchen hin, in ihren Besitz zu bestmöglicher Anwendung. Nun aber sind zwei große Kirchengemeinschaften im Lande Preußen; im Staate zählen wir etwa Dreifünftel Protestanten, Zweifünftel römische Katholiken. Legt man den Ton darauf, daß es ursprünglich für die Kirche vorgesehene Gelder waren, um die es sich handelt, so liegt der Verwendungsgrundsatz sehr nahe: man gebe sie hinaus je nach der Ziffer der Konfessionen, zu Dreifünftel mithin an die Protestanten, zu Zweifünftel an die Katholiken. So denkt sicherlich auch der Staat und seine Verwaltung, denn er ja hält seit Jahren hoch den Grundsatz der **Parität**! Und gemäß diesem Grundsatze will er bisher das Regiment geführt haben; er hat Gelegenheit, hier wahre und wirkliche Parität zu üben.

So erscheint es denn bei ihm wohl nicht nötig, an das Schriftwort zu gemahnen: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; wohl aber möchten wir den Finger auf dieses Wort legen, wenn wir dabei der vorher zuerst genannten Fraktionen des Landtags gedenken. Des Mannes Ruhm ist es, Gerechtigkeit, Furchtlosigkeit wie Mannhaftigkeit allewege zu zeigen; und sich in wichtigen Fragen von schwächlicher Nachgiebigkeit und weibischer Verzagtheit fern zu halten, gehört zu seinen Aufgaben.

Wir wollen warten und sehen. A L

Aus zwei Zeitpredigten

Eine Zeitpredigt im ganz besondern Sinne will sein und ist die „Predigt beim Eröffnungsgottesdienst für die vierte ordentliche Landessynode der evangelischen Kirche im Großherzogtum Hessen am 7. Januar 1890," die der Oberkonsistorialrat und Superintendent D. **Karl Sell** in Darmstadt gehalten und unter dem Titel: **Aussichten der evangelischen Kirche in der Gegenwart** nach Beschluß der Synode zum Besten der Gustav-Adolf-Stiftung herausgegeben hat (Darmstadt, Waitz; 14 S.). Wir entnehmen ihr folgende Sätze:

Ziel aller Kirchenarbeit — ist nicht der Sieg der Kirche über die Welt: so faßt Rom die Sache auf, sondern der **Sieg des Glaubens über die Welt**. Dieser Sieg ist errungen da, wo eine evangelische Gemeinde auf Grund der apostolischen Lehre im rechten Leben des Glaubens steht.

* * *

Unglauben, so nennt ein geläufiger Name heutzutage mit einem Wort eine Fülle der verschiedenartigsten Zeiterscheinungen, die teilweise

sehr weit von einander abliegende Wurzeln haben und keineswegs alle auf grundsätzlichem Widerspruch gegen das positive Christentum beruhen. Wo aber innerhalb jener weitverbreiteten Temperatur der Gleichgiltigkeit gegen religiöses und kirchliches Leben, die eine Folge ist der grundsätzlichen Freiheit aller Wissenschaft wie aller Religion und des mächtig entwickelten rein materiell gerichteten Erwerbs- und Verkehrslebens, der wirklich so zu nennende Unglauben auftritt, da trägt er in der Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, deren Apostel er nach der heute herrschenden pessimistischen Stimmung werden **muß**, bereits das Zeichen des Gerichtes an der Stirn.

* * *

Eine notwendige Folge davon, daß unser deutscher Landesstaat die konfessionelle Bedingtheit, innerhalb deren er seit der Reformation erwachsen ist, immer mehr von sich abgestreift hat, also immer weltlicher geworden ist, und sich bescheidet, nur für das irdische Wohlsein seiner Unterthanen zu sorgen, die Folge davon, wie gesagt, ist, daß die Kirche und eben auch die Landeskirche nur immer geistlicher werden muß.

* * *

Die Aufgaben des evangelischen Pfarramts, das naturgemäß in alle Not- und Bedürfnislagen des Volkslebens hineingerufen wird, haben in unsrer Zeit, die eine Zeit sozialer Not und sozialer Reform ist, eine außerordentliche Erweiterung und Erschwerung erfahren; wieviel mehr kommt es also darauf an, daß nur wahrhaft tüchtige Charaktere, und diese mit einer wirklich praktischen Ausrüstung, an die schwierige Aufgabe herantreten.

* * *

Wenn einmal statt der Gemeinde, die dem sie anpredigenden Pfarrer bloß zuhört, die glaubende und bekennende Gemeinde dastehn wird, die sich selber nicht bloß regiert, sondern auch erzieht zu einem lebendigen Glied am Leibe Christi, dann erst wird der Gedanke der Reformation von evangelischer Kirchenverfassung erfüllt sein.

* * *

Weder Kirche noch Staat werden jemals die vollkommene Gesellschaftsordnung zuwege bringen, bei der alle sich befriedigt finden könnten. Aber welche Kirche am deutlichsten und sichtbarsten mit der That wie mit den Worten die aus dem Glauben kommenden Grundsätze verkündigt der Gerechtigkeit, der Liebe und der Zucht — der Gerechtigkeit: jeder Mensch hat ein Recht darauf, nach dem Ebenbilde Gottes gebildet zu werden; der Liebe: einer trage des andern Last; der Zucht: wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen — die wird eben durch diesen ihren Glauben die **Welt** überwinden, nämlich das, was sündig und irrtumsvoll ist in den Lohnkämpfen und der wirtschaftlichen Konkurrenz, die wird das Salz der Erde sein und das Licht der Welt. Unser Glaube ist keine Quelle ökonomischer Erleuchtung, juristischer oder gar politischer Weisheit, er ist die Quelle eines sittlichen Lebens aus der Liebe, und **damit** soll er die Welt überwinden.

Durch und durch persönlich ist eine andre Predigt, die „Antrittspredigt über 1. Kor. 1, 30, in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten von D. **Ernst Julius Meier**, Oberhofprediger in Dresden", veröffentlicht mit ihrem Texte an der Spitze: **Jesus Christus ist uns gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung** (Leipzig, Teubner; 16 S.). Und doch wird auch sie unwillkürlich zur Zeitpredigt. Es wird für viele von Interesse sein, zu lesen, mit was für einem Worte der Nachfolger D. Kohlschütters vor Land und Gemeinde getreten ist, und was kurz vor den gerade in Sachsen so ernst verlaufenen Wahlen der Vizepräsident des sächsischen Landeskonsistoriums über die kirchlichen und sozialen Schäden gesagt hat. So seien auch aus dieser Predigt etliche Stücke mitgeteilt:

Der Glaube muß Frucht tragen. Ob dein Glaube der rechte Glaube ist, und ob Christus dich hat und du ihn hast, nicht daran erweist es sich bloß, daß er deinen Kopf hat, daß du rechtgläubige Begriffe von ihm hast, nicht daran bloß, daß er dein Gefühl und deine Phantasie hat, daß du fromme Gefühle und Stimmungen hast, sondern daran, daß er deinen **Willen** hat, einen in der Zucht des Geistes Christi geheiligten Willen. Hat Christus nicht deinen **Willen**, so hat er dich noch nicht. Und wie es mit dem Einzelnen ist, so ist es mit der Kirche. Die sittliche Probe ist die Probe der wahren Kirche. So viel eine Kirche Macht hat, das Leben des Volkes zu reinigen und zu heiligen, das Volk sittlich zu erziehen, so viel beweist sie, daß sie die rechte Kirche ist, und daß das Evangelium, das sie verkündet, mehr ist, als eine tote, überlieferte Lehre, mehr als eine Summe von Glaubenssätzen, daß es eine sittlich reinigende und erneuernde Gotteskraft, ein Salz und Licht der Menschen und der Völker ist. Ihr mögt die besten Beweis- und Verteidigungsschriften des Christentums schreiben, sie haben nimmer die Kraft, den Unglauben zu überwinden, als lebendige Geistes- und Gottesmenschen, in welchen Christus Gestalt gewonnen und deren Herzen er erneuert hat, denen man zurufen kann: „Ihr seid ein Brief Christi, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes."

* * *

Solche Christenmenschen zu erziehen, das ist die höchste Aufgabe der Kirche und der Wettstreit um diese Palme der edelste Streit der Konfessionen.

* * *

Eine Freiheit ohne Erlösung und Erlösung ohne Christum, Freiheit von allem Druck und Hemmnis träumen jene, welche, von einem falschen Messiasbilde geblendet, das Evangelium des Fleisches predigen und ein Paradies irdischer Glückseligkeit auf den Trümmern aller bisherigen Ordnung gründen wollen und damit unser Volk zerrütten: es ist ein Wahnbild, das von je die Gemüter gefangen genommen, und das Macht hat auch über die Gemüter unsrer Zeit, genährt durch den weltseligen, materialistischen Zug, der durch die weitesten Kreise hindurchgeht, und alle, die diesem Zuge folgen, stehen mit jenen falschen Propheten auf einem Boden. Wer kein höheres Gut kennt als die Güter dieser Erde, der hat kein Recht, gegen jene Geister zu kämpfen, er zieht mit ihnen an einem Joche, seine Waffen sind verrostet. Oder was giebt jenen Geistern und ihren verderblichen Lehren und ihren trügerischen Verheißungen, mit denen sie die Massen aufreizen und die Unzufriedenheit nähren, eine solche Macht? Das ist es, daß jener Geist, welcher den Menschen an das Diesseits, an den Staub der Erde bannt und nach keinem Jenseits, nach keinem Himmel fragt, die Gemüter beherrscht. Und was soll darum diese ganze furchtbar ernste Bewegung, die immer drohender auftritt, immer stärker an unsre Thüren pocht und die alle sittlichen Grundsätze der Gesellschaft zu zerstören sucht, die Zukunft unsers Volkes gefährdet, was soll sie anders für uns Christen, für die Kirche sein, als ein gewaltiger Gewissenswecker und Mahner: Wach auf, Christenheit, gürte deine Lenden und waffne dich mit der Waffe der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, die finstern Geister zu überwinden und in den Abgrund zu stürzen! Die Gewissen soll jene Bewegung uns schärfen über den schweren Versäumnissen der christlichen Gesellschaft und über die Schwachheit unsers Glaubens, daß er nicht reichere Früchte getragen, soll durchbrechen helfen den Mammonismus und die Selbstsucht, die alle sittlichen Bande löst, dieses schlimmste aller Leiden in der Welt, und soll den Geist der erbarmenden Liebe wecken, die das zusammenschmilzt, was die Selbstsucht trennt, die Verirrten zurecht bringt und die Verbitterten versöhnt und Samariteröl in die Wunden des Volkes gießt.

Diese Liebe aber wird allein geboren aus dem Glauben, aus dem Glauben nicht an einen von menschlicher Phantasie gemachten, sondern an den von Gott gemachten Christus, aus dem Glauben nicht an einen halbirten, sondern an den ganzen Christus, der von Innen heraus die Nöte dieser Erde überwindet. In diesem Glauben sind Reich und Arm, Hoch und Niedrig eins in dem einen großen Hauptgut, das allein die Herzen satt und froh macht, und kennen ein anderes und höheres Glück, als je das sozialistische Paradies schaffen kann. In diesem Glauben werden die Reichen demütig und barmherzig und die Armen dankbar und zufrieden und lernen, von Christi heiliger Liebe ergriffen, die Gegensätze ausgleichen, die nach Gottes Ordnung in der Welt sind und sein sollen, um die Liebe daran zu üben. In diesem Glauben wird die wahre Wohlfahrt des Volkes gegründet auf den tiefsten sittlichen Grund, von dem die Schrift sagt: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk,“ gegründet auf das Wort des lebendigen Gottes, das um die Altäre ein betendes Volk sammelt statt eines murrenden, das die Häuser in Frieden baut und die Throne stützt. In diesem Glauben wird auch alle bittere Not und alles herbe Leid der Erde überwunden, das auch jene Volksbeglücker nimmer aus der Welt schaffen können, überwunden in der Kraft der standhaltenden Geduld und stiller Ergebung.

So wird Christus allen frommen Seelen, so wird er dem christlichen Volke zur Erlösung von der tiefsten sittlichen Not und durch sie auch von dem Druck der zeitlichen Not. Ach, daß die Decke von den Augen aller Verblendeten in unserm Volke genommen würde und sie Christum als ihren Erlöser erkennen lernten!

Wie manche Zeitpredigt mag nach den Reichstagswahlen vom 20. Februar gehalten worden sein! Möchten sie alle so evangelisch gelautet, so ganz nur lautere Religion geatmet haben, wie die des Predigers Lic. von Soden an der Jerusalemskirche in Berlin über das Wort: „Unser täglich Brot gieb uns heute“. (Berlin, Georg Nauck; 16 S.) Mitteilungen aus ihr können wir nicht machen, wir müßten sie ganz ausschreiben. R

Bücher und Schriften.

(Die Stimmen der Völker über die Urgeschichte) nach den elf ersten Kapiteln der Heiligen Schrift und den entsprechenden Ueberlieferungen der Heidenwelt. Von W. Pressel. 120 Seiten, Mk. 1,50. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1890.

Einen eigentümlichen Reiz üben auf jedermann die alten Erzählungen aus, die über die Urzeit des Menschengeschlechtes handeln. Denn es ist ein allgemein menschliches Interesse, das nach Aufschluß sucht über die wichtigen Probleme, die darin zur Sprache kommen müssen: die Erschaffung der Welt und die Entstehung des Menschengeschlechts, der Ursprung der Sünde und die Zerteilung der Völker. Gern stellt man sich auch vor, es möchte aus der Anfangszeit bei diesem oder jenem Volke noch eine sichere Kunde oder doch ein Rest einer sichern Kunde den nachkommenden Geschlechtern überliefert sein.

Eine Zusammenstellung dieser Ueberlieferungen darf darum von

vornherein auf freudige Aufnahme in weiten Kreisen rechnen, zumal wenn neben den Erzählungen des Alten Testaments die arabischen, assyro-chaldäischen, ägyptischen, klassischen, parsischen, germanischen, hindostanischen, chinesischen Ueberlieferungen, sowie die der Indianer und Neger in der Sammlung erscheinen. Aber Vollständigkeit ist dabei nicht erreicht, wohl vom Verfasser auch nicht beabsichtigt; es fehlt z. B. die indische Flutsage, die im Mahabharata sich findet und davon erzählt, wie ein geräumiges Schiff erbaut wurde und viele Jahre hindurch auf dem Wasser verbleiben mußte, bis es endlich zum höchsten Gipfel des Himavâu gebracht und dort am Gipfel „Schiffsanbindung“ festgehalten wurde.

So interessant nun alle solche Ueberlieferungen sind, und so leicht im Grunde ihre Sammlung bewerkstelligt werden kann, die große Schwierigkeit hebt erst an, sobald man der nicht zu umgehenden Frage nahetritt, ob man bei den einzelnen Völkern Urüberlieferungen, die auf eine Zeit des Zusammenwohnens zurückgehen, oder einfach später bei den Nachbarn erhobne Entlehnungen vor sich hat, die vom überliefernden Volk nichts als die nationale Verbrämung erhalten haben. Diese Sichtung und Prüfung, aus der eine Gruppirung nach dem Alter und demzufolge nach dem Werte der Traditionen hervorgegangen wäre, hat der Verfasser im Grunde unterlassen oder doch viel zu leicht genommen. Dies beweist schon sein Urteil über die arabische Ueberlieferung, die den Ehrenplatz gleich neben der alttestamentlichen zugeteilt erhalten hat: „Die arabische Ueberlieferung stammt direkt aus derselben Quelle wie die Ueberlieferung in Israel, aus der Linie Abraham, Eber, Sem.“ Die oft fast unlösbare Frage ist gerade bei den Arabern nicht schwer zu entscheiden: Ohne allen Zweifel stammt, was die Araber über die Urzeit überliefern, durch Herübernehmen von Juden und Christen erst aus der christlichen Zeit und reicht mit nichten heran an das Alter der israelitischen Ueberlieferung, geschweige denn an das Abrahams, Ebers und Sems. Am allerwenigsten kann die arabische Erzählung die Richtigkeit der alttestamentlichen Ueberlieferung verbürgen. Ueberhaupt ist dem Interesse und der Freude an den Ueberlieferungen der Völker durch den Verfasser die Spitze abgebrochen, wenn ihm von vornherein im Alten Testament die wirkliche Geschichte gegeben ist, während bei den übrigen Völkern nur soweit Geschichte sich findet, als Uebereinstimmung mit Israel herrscht.

Daß aber das Büchlein diese alte Vorstellung, die Licht und Schatten in dieser unhaltbaren Weise zwischen Israel und den Völkern verteilt, weiter überliefert, ist ein entschiedner Mangel. Die Hauptfrage, was denn die alttestamentlichen Ueberlieferungen sein wollen, oder denn doch wenigstens die Frage, ob es überhaupt je denkbar sei, daß sie nackte Geschichte enthalten, ist gar nicht aufgeworfen. Und gerade hier wäre es eine schöne Aufgabe, alte Vorurteile, die bei den Gebildeten immer noch fälschlicherweise als notwendige Bestandteile des Christenglaubens gelten, klar und ruhig wegzuräumen und an ihrer Statt die richtige Vorstellung zu erwecken. Diesem Mangel gegenüber wiegt es nicht schwer, daß in den elf Kapiteln des ersten Buches Mose verschiedne Quellen unterschieden und wie in der jedermann sehr zu empfehlenden Uebersetzung von Kautzsch und Socin durch Druck in besondern Lettern kenntlich gemacht werden; denn von der deutlichen Verschiedenheit des Inhalts und des Geistes der Quellen ist der Verfasser doch nicht zur richtigen Würdigung dieser Ueberlieferungen gelangt, daß es eben die Vorstellungen über die Urzeit sind, wie sie sich auf den verschiednen Stufen der religiösen Entwicklung im Volke des Alten Testaments gestalteten. Wer darauf achtet, auf den Geist und die religiösen Vorstellungen, der wird in ihnen wiederum die hellleuchtenden Vorzüge des alttestamentlichen Volkes vor den andern Völkern erkennen. Zu dieser wertvollen und interessanten Vergleichung, die weit wichtiger ist, als ein Verhör zahlreicher Zeugen für eine von vornherein für wahr gehaltene Ueberlieferung, kann auch jetzt die Zusammenstellung des Verfassers dienen, wenn er auch selber sie nicht gerade zu diesem Zwecke machte. Doch muß man sich dabei nicht bei seinen Seltsamkeiten aufhalten; auch nehme man lieber Luthers oder noch besser Kautzschs und Socins Uebersetzung des ersten Buches Mose zur Hand und verfolge nur die Stimmen der fremden, d. h. der nichtisraelitischen Völker mit Hilfe der dankenswerten Zusammenstellung des Büchleins (§ 29—120)! K M

(Die Psalmen Davids) in freier poetischer Uebertragung von Pfarrer G. Biebeler. Halle a. S., Adolf Kegel (J. Frickes Sortimentsbuchhandlung), 1889. XI und 210 S.

Mit unverdrossenem Sinne hat der Verfasser sein schwieriges Unternehmen einer Verdeutschung der Psalmen in freier poetischer Uebertragung vollendet. Ein schwieriges Unternehmen in doppelter Hinsicht! — in Hinsicht auf die Freiheit, die sich der Uebersetzer erlaubte, und in Hinsicht auf die Gebundenheit, die er sich auferlegte. Denn während in Bezug auf die Form Rhythmus und Reim den Spielraum verengten, gewährte inhaltliche Abweichung vom Original eine freiere Bewegung, als sie sonst dem eigentlichen Uebersetzer gestattet ist. Beides sind Neuerungen, die nicht ohne Gefahren sind und im ersten Augenblick sich nicht von selber empfehlen. Man fürchtet ein Mittelding zwischen getreuer Uebersetzung und wirklicher Umdichtung zu erhalten, etwas, das weder Fisch noch Vogel, nicht mehr alttestamentlicher Psalm, aber noch nicht religiöses Gedicht ist. Und in der That wird diese Befürchtung als nicht ganz unbegründet erwiesen. Man wird nicht ganz durch diese Modernisirung befriedigt, die an Form und Inhalt, wenn auch an letzterm nur hauptsächlich durch Abschwächung der alttestamentlichen Härten und Verflachung der spitzen Ecken, vollzogen wird. Es fehlt etwas von der Kraft und Wucht des alttestamentlichen Ausdrucks.

Immerhin darf ich zugestehn, daß ich mich nach und nach mit der

Art des Verfassers mehr befreundet habe. Er giebt manchmal mit vielem Geschick die Gedanken wieder und erleichtert in seiner fließenden Sprache das Verständnis der Psalmen, sodaß ich hoffen darf, es werde doch mancher an seiner Uebertragung Genuß und Erbauung finden können, der die viel kraftvollere Luthersche Uebersetzung nicht überall gleich leicht versteht. Die schlechten Reime, an denen es allerdings nicht fehlt, hat der Uebersetzer selber in der Vorrede gesammelt; wir wollen darum mit ihm darüber nicht rechten, sondern als ein Beispiel, und zwar als ein gutes, seiner Uebertragung den bekannten 23. Psalm zum Schlusse mitteilen, damit jeder selber nach seinem Geschmacke urteilen kann, der auch hier verschieden sein wird.

Gott, der gute Hirte

Ein Psalm Davids

Der Herr ist mein getreuer Hirt,
Hält mich in Hut und Weide;
Darum mirs niemals mangeln wird
An wahrer Herzensfreude.
Er schafft mir eine Ruhestatt,
Und hungert mich, macht er mich satt
Auf grüner Lebensaue.

Und dürstet mich, führt er mich dar
Zu frischen Wasserbächen,
Erquickt die Seele wunderbar,
Läßts ihr an nichts gebrechen.
Er setzt des Lebens Müh ein Maß
Und leitet mich auf rechter Straß
Um seines Namens willen.

Und wandert ich im finstern Thal,
Wo rings Gefahren schrecken,
So fürcht ich nichts, weil überall
Mich deine Huld will decken.
Denn du bist ja in meiner Näh;
Nach deinem Hirtenstab ich seh,
Der tröstet mein Gemüte.

Du deckest freundlich mir den Tisch,
Mags auch den Feind verdrießen.
Du salbst mein Haupt mit Oele frisch;
Mein Kelch muß überfließen.
Nur Glück und Heil folgt meinem Gang,
Und ich werd all mein Leben lang
Im Hause Gottes bleiben.

K M

(Die altchristlichen Bildwerke und die wissenschaftliche Forschung) Eine protestantische Antwort auf römische Angriffe. Von Prof. Dr. Viktor Schultze. Erlangen und Leipzig, Deichert, Preis 60 Pf.

Diese Schrift ist die Antwort auf eine der heftigsten Streitschriften, die von römischer Seite ausgegangen sind. Es ist wohl allgemeiner bekannt, daß die Führungen in den römischen Katakomben meistens von dem Beamtenpersonal des deutschen katholischen Pilgerhauses am Campo Santo in Rom, einem deutschen Monsignore und den unter diesem stehenden Kaplänen geleitet werden. Aus dieser Veranlassung hat sich allmählich eine ganze archäologische Schule katholischer Theologen gebildet, von der schon mancher Ausfall gegen die protestantische Wissenschaft geschehen ist. Neuerdings hat ein Kaplan von dort über „Prinzipienfragen der christlichen Archäologie" gegen die „Forschungen" dieser Archäologen geschrieben. Der Zuerstangegriffene ist Professor Schultze, bekannt durch seine „Archäologischen Studien" und sein Werk über die Katakomben. Das Wichtige bei den Verhandlungen ist, daß es sich um die Lebensfrage für die Wissenschaft der christlichen Altertumskunde handelt. Von römischer Seite wird den protestantischen Fachgenossen ganz offen Unwissenschaftlichkeit vorgeworfen. Die Antwort darauf ist ganz gut. Wie werden jene Denkmäler behandelt, die, für die Stätten des Todes geschaffen, einfach aber deutlich von dem Glauben an die Errettung aus Todesnot sprechen? Die eine Sprache reden, dem einfachen Christen verständlich als bildliche Darstellung seiner Auferstehungshoffnung? Nicht anders von den katholischen Archäologen denn als dogmatische Lehrbeweise. Moses aus hartem Fels Wasser schlagend gilt den alten Christen als Beweis der Wundermacht Gottes und als Garantie für die Errettung vom Tode. Aber den katholischen Gelehrten ist Moses Typus für Petrus, das Wasser sind die Gnadenschätze, die dieser und nach ihm die römische Kirche verteilt. Und so wird, wie Schultze in seiner Zusammenstellung nachweist, die Hauptsumme der römisch-katholischen Dogmatik in die einfach sepulkralen Denkmäler hineingelesen. Wie verwirrend sind vollends die verschiednen Deutungen eines einfachen Symboles, wie der Taube, bei der fünfzehn verschiedne Auslegungen gefunden werden! Dieser Willkür gegenüber muß das gute Recht, die strenge Methode der Wissenschaft unsrer Forschung gefordert werden. Wir wollen alles aus den Monumenten herauslesen, aber nichts hineinlesen. Es ist unsre Aufgabe, ein volles geschichtliches Verständnis der altchristlichen Denkmäler und der Anschauungen, denen sie ihre Entstehung und nun für uns ihre Erklärung verdanken, auf dem Wege freier Forschung zu gewinnen, nicht einer Forschung, der die Resultate schon vorher durch die Schlußsätze der Dogmatik feststehen.

J F

(Protestantische Geschichtsforschung in Oesterreich) Es ist immer das Zeichen innrer Kraft, wenn eine Gemeinschaft eifrig ihre Geschichte studirt. Zeiten des Aufstrebens der evangelischen Kirche sind immer begleitet gewesen von erneuter Förderung der Reformationsgeschichte. Das zeigt sich heutzutage auch in der evangelischen Kirche Oesterreichs. Diese faßt ihre reformationsgeschichtlichen Arbeiten zusammen in das bereits im zehnten Jahrgange stehende Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. Der Jahrgang 1888 bietet die seitdem auch separat erschienene vorzügliche Arbeit Professor Dr. Lösches in Wien über Johann Mathesius, die Fortsetzung der Arbeit P. Scheufflers in Lawalde über den Zug der österreichischen Geistlichen nach und aus Sachsen,*) einen populären Vortrag Lösches über Amos Komenius, einen längern Artikel von D. Witz über Kaiser Franz Josef I. und die evangelische Kirche u. a. m. Unter den Beiträgen des einen Jahrgangs verdient besondre Beachtung Dr. Karl R. von Ottos Geschichte der Reformation im Erzherzogtum Oesterreich unter Kaiser Maximilian II. (1564—1576). — Das Jahrbuch, auf das alle Freunde unsrer einst in jenem Lande so lebendigen Kirche aufmerksam gemacht sein mögen, ist zum Preise von 3 Gulden oder 5 Mark vom Bureau der Gesellschaft (Wien I, Dorotheergasse 16) zu beziehen.

G B

(Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen) von O. Rasemann. Halle a. S., Max Niemeyer. (Nr. 5 der vom „Verein für Reformationsgeschichte" herausgegebenen „Schriften für das deutsche Volk"). 54 S.; 10 Stück 1 Mk.

Brachten wir schon in Nr. 38 des vor. Jahrgangs die Besprechung einer wohl aus weiblicher Feder stammenden Lebensbeschreibung des weisen Kurfürsten, so heute eine wohl kürzere, gedrängtere, aber wissenschaftlich wertvollere, die es auch in ihrer volkstümlichen Fassung verrät, daß sie ein Fachmann geschrieben hat. Für ein Volksbuch ists freilich vielleicht hie und da zu hoch, zu abstrakt geschrieben, namentlich die mehr politischen Partien, die mancherlei weltlichen Händel. Dem Volke ist Friedrich der Weise wert als der Beschützer seines Luther, der ihn auf die Wartburg bringen ließ. Zwar ist seit langem eine Ueberschätzung des Kurfürsten üblich geworden. Und von dieser Ueberschätzung Friedrichs können wir auch dies Buch nicht ga z freisprechen. Möge der Verfasser die bedeutsamern Nachfolger, Johann, den Bekenner von Augsburg und Organisator der Reformation, und Johann Friedrich, ihren Vorkämpfer und Märtyrer, in gleicher Weise behandeln!

S

(Alte Geschichten aus dem Sachsenlande) von Fr. Blanckmeister. Dritte Reihe. Barmen, Hugo Klein. Nr. 108/109 der Familien-Bibliothek fürs deutsche Volk. 161 S. Preis 1 Mk.

Der Verfasser giebt uns hier wieder neun wahre Geschichten, welche dieselben Vorzüge besitzen, wie wir sie im Jahrgange 1888, S. 139 an den zwei ersten Reihen rühmten. Nur vor einem Fehler möchte er sich bei der zu hoffenden Fortsetzung der „alten Geschichten" hüten, in den freilich schon Phädrus, Aesop, Gellert und andre alte und neue Fabeldichter ebenfalls verfallen sind: durch sein „Fabula docet" dem Leser die angenehme Mühe abzunehmen, selbst über das Gelesene nachzudenken. Auch der Landmann will lieber selbst auf solche Nutzanwendungen kommen, als sie sich vorsagen lassen, gerade wie wir als Knaben in Campes Robinson die breiten moralischen Ergüsse zu überschlagen pflegten.

S

(Aus Deutschlands Freiheitskriegen) Erzählung von Ernst Hoffmann. Schwäbisch-Hall, Buchhandlung für innere Mission von H. Faulhaber, 1890. Preis 20 Pfge.

Eine frische, volkstümliche Erzählung! Nicht nur in Württemberg, wo die Erinnerung an die traurigen Zeiten, in denen Schwabens Söhne den Fahnen des großen Napoleon folgen mußten, noch im Volke lebt, sondern auch sonst in deutschen Landen wird das Büchlein mit seinen lebendigen geschichtlichen Schilderungen gern gelesen werden. Auch ein Stück von dem religiösen Leben jener Zeit zeigt es dem Leser. Mit klaren Strichen wird z. B. die Gestalt des pietistischen „Stundenhalters" gezeichnet, der in Napoleon den Apollyon der Offenbarung sieht, der des Sonntags mit zwei Gesangbüchern zur Kirche geht, weil er die Lieder des ungläubigen neuen Gesangbuchs in seinem alten Gesangbuch nachlesen will, der am Krankenbett die rechten Trostsprüche kennt und den rationalistischen Herrn Spezial (= Superintendent) scheel ansieht, aber doch in der Zeit der Not den guten Kern lebendigen Gottvertrauens bei ihm erkennen muß. Die vorliegende Schrift bildet das erste Bändchen einer „Neuen Volksbibliothek," die H. Faulhaber, der Pfarrer am Diakonissenhause in Schwäbisch-Hall, herausgiebt. Der Reinertrag soll dem Diakonissenhause zu gute kommen.

M R

(Die Laienpredigt und der Pietismus in der lutherischen Kirche) Zwei Vorträge von E. Wacker. Gütersloh, Bertelsmann, 1889. Preis 1 Mark.

In Schleswig-Holstein arbeiten seit dreißig Jahren evangelische Sendboten in der Absicht, tote Glieder der Kirche zu beleben. Sie finden gemeinhin bei liberalen Pfarrern freundlichere Aufnahme als bei den Orthodoxen. Warum? zeigt Pastor Wacker, Vorsteher der Flensburger Diakonissenanstalt, in dem vorliegenden interessanten Schriftchen. Zur Frage der Laienpredigt selbst nimmt er eine im Sinne Luthers und des Augsburger Bekenntnisses richtige Stellung ein, ist also kein grundsätzlicher Gegner von ihnen (vgl. auch Baumgartens trefflichen Aufsatz in Jahrgang 2, Nr. 45 d. Bl.). Der orthodoxe Lutheraner redet in diesem Zusammenhang von „staatskirchlichem Mechanismus," giebt zu,

---

*) Bezüglich dieses auch für die sächsische Geschichte sehr interessanten Artikels erlaubt sich Referent auf unsre alten Kirchenrechnungen in der Zeit der Reaktion in Oesterreich hinzuweisen. In vielen Fällen sind unter dem Kapitel: Pauperibus auch die Namen der unterstützten Exulanten angegeben. Vgl. z. B. Buchwald, Allerlei aus drei Jahrhunderten (Zwickau, 1888) S. 87 bei Hirschberg die von Scheuffler nicht erwähnten P. Johann Oberkampf und Diakonus Nikolaus Grießbach.

daß „eine Predigtweise, die dem Volke näher steht und näher zu kommen weiß, als wir Pastoren es oft vermögen, durchaus zu pflegen“ sei. Laienpredigt sei aber doppelt nötig, wo, wie nun auch in Schleswig-Holstein, ein Teil der Geistlichkeit „amtlich Irrlehre treibe,“ d. h. vom schmalen Pfade streng lutherischer Orthodoxie abgewichen sei. Daher: lutherisch orthodoxe Laienbrüder, kirchlich eingesegnet und überwacht, auch durch besondere Kleidung kenntlich!

Ueber die gegenwärtig in Schleswig-Holstein und sonst betriebene Laienpredigt aber wird ein scharfes Urteil gefällt: sie kranke an Pietismus. Und warum der Pietismus eine gefährliche Krankheit sei, namentlich auch für die Orthodoxie, die neuerdings ihren Bund mit ihm geschlossen, das sucht der zweite Vortrag geschichtlich zu begründen. Wenn Wacker die pietistisch, vielleicht sogar methodistisch einseitigen Laienbrüder der Gegenwart schildert als „Leute, die, statt von sich los zu sein und zu ruhen in Christo, sich stark mit sich selbst und ihren geistlichen Zuständen beschäftigen und davon und im Gegensatz gegen die böse Welt fast leben,“ so mag man ihm Recht geben. Aber gegen den Pietismus wird er nicht selten ungerecht: er lasse sich nichts sagen, unterschätze die menschliche Sündhaftigkeit; die meisten seiner Lieder [Tersteegen, Arnold, A. Knapp!] seien „weder objektiv noch subjektiv, weder schrift- noch erfahrungsgemäß recht wahr und genießbar“! Und welcher Art Wackers Luthertum ist, das lehrt ein Satz deutlicher als ein ganzes Buch: die Aufhebung der Privatbeichte in der lutherischen Kirche durch den Pietismus sei „eine Wunde, welche bis ans Herz des kirchlichen Lebens reicht“! Wenn er endlich zum Schluß als den Totengräber des Pietismus unsrer Zeit die Ritschlsche Theologie — nicht mit Namen nennt, aber mit warnendem Finger bezeichnet und von derselben sagt, sie sei „der alte Bekannte von früher, modernisirt, weniger schlicht und bieder, dennoch derselbe, der Rationalismus in neuer Auflage,“ so ist eine derartige Sprache ja nicht neu, steht aber doch gerade einem Theologen, der andre in einem Vortrage belehren will, übel an. P W

(Rom und die soziale Frage) Freundschaftliche Streitschriften Nr. 24 von Lic. Weber, M.-Gladbach. Barmen, bei Wiemann; 75 Pfg.

Im Anschluß an Auseinandersetzungen der Gladbacher Volkszeitung zeigt der bekannte Verfasser mit häufigem Bezug auf Uhlhorns „Protestantismus und Katholizismus“ die Unfähigkeit Roms, zur Lösung der sozialen Frage Wesentliches beizutragen, indem er unter Anführung zahlreicher sehr konkreter Beispiele darthut, daß Rom

1. Erdennot nicht durch Heilsgewißheit überwindet,
2. die bürgerliche Sittlichkeit herabsetzt,
3. im Mönchtum einen falschen Sozialismus vertritt,
4. die Weltaufgabe des Staates nicht gelten läßt,
5. die Phantasie für soziale Träumereien vorbereitet,
6. die freie Denkarbeit hindert.

Für Volksbelehrung in konfessionell gemischten Gegenden ohne Zweifel höchst geeignet. F R

Verschiednes

(Todesfälle) Am 1. März starb in Bonn Professor D. Wilhelm Mangold, geboren am 20. November 1825 zu Kassel, 1852 bis 1872 in Marburg, dann in Bonn Vertreter der Wissenschaft des Neuen Testaments im besonnen kritischen Sinne. — Am 4. März starb in Leipzig der Geh. Kirchenrat D. Franz Delitzsch, einer der gelehrtesten und berühmtesten Lehrer der alttestamentlichen Wissenschaft, geboren am 23. Februar 1813 zu Leipzig, 1842 Dozent ebenda, 1846 ordentlicher Professor in Rostock, seit 1850 in Erlangen, seit 1867 in Leipzig. Er blieb zeitlebens den lutherisch-konfessionalistischen Neigungen seiner Jugend treu, wie er denn mit Hofmann und Thomasius zu den Zierden der Erlanger Schule zählte, bewies aber dabei bis in sein hohes Alter hinein einen bewunderswert offnen Sinn für die wissenschaftliche Arbeit eines jüngern Geschlechts, die gerade auf dem Gebiete des Alten Testaments die größten Umwälzungen mit sich brachte. Delitzsch ist es wert, daß wir ausführlicher von ihm reden; so sei heute nur noch seines gesegneten Eifers für das Werk der Judenmission gedacht. — Am 6. Februar verschied in Rosenau der dortige Pfarrer und Bischof des evangelischen Kirchendistrikts diesseits der Theiß, Stephan v. Czekus, 71 Jahre alt, ebenso wie Geduly (vgl. Nr. 8) ein hervorragendes Glied der lutherischen Kirche Ungarns. R

(Mißbrauch des Namens Christi in der Politik) Ich habe oft und besonders seit den letzten Wahlen, sowie besonders in ihren Artikeln über die soziale Reform die Kreuzzeitung mit großer innerer Zustimmung gelesen. Ich habe persönlich (wofür ich also die „Christliche Welt“ nicht verantwortlich zu machen bitte) nicht umhin gekonnt, bei dem Kesseltreiben gegen Herrn von Hammerstein im Wahlkreise Bielefeld aus der Ferne diesem meine lebhaften Sympathien zu widmen. Um so schmerzlicher empfand ich den wahrhaft unüberbietbaren Ausdruck, den Herr von Hammerstein in seinem jüngsten Schreiben an seine Bielefelder Wähler der Verquickung des Christentums mit seiner Parteipolitik gegeben hat. Er sagt darin:

„Aber an der einen Frage: Wie dünket dich um Christo, wes Sohn ist er? sind die Gegner zu Schanden geworden und mit ihnen die ganze falsche mittelparteiliche Kartellherrlichkeit!“ Nebenbei bemerkt: es kamen der Ultramontane und der Sozialdemokrat zur Stichwahl, aus der jener siegreich hervorging. Und vorher:

„Eine große »Mittelpartei« sollte entstehen, in der für positives Christentum kein Raum, in der die »Finsterlinge« nach Art der Stöcker und Hammerstein nicht mit zu reden haben, sondern protestantenvereinliche und judenfreundliche Nationalliberale das große Wort führen sollten.“ (Kreuzztg. Nr. 112 vom 7. März.)

Es ist traurig, wie einem die Freude an dem offnen und festen Bekenntnis dieser Konservativen zum Christentum immer und immer wieder durch solche unerträgliche und unerlaubte Einsetzung ihrer Person und Parteisache mit Christus und seiner Reichssache verdorben wird, sowie durch die daraus folgende ungeprüfte unterschiedlose Behandlung aller politischen Gegner als Unchristen.

Treiben wir auch Politik, wenn wir auf diesen nur zu folgenschweren Schaden unermüdlich hinweisen? Nein, es gilt hier das Christentum vor seinen Freunden zu schützen. R

(Interimskirche) Am Sonntag Sexagesima d. J. ist in Dresden eine Interimskirche geweiht und dem gottesdienstlichen Gebrauche übergeben worden. Wir nehmen davon hier Kenntnis, weil dies für Sachsen das erste derartige Unternehmen ist, und weil man wohl auch anderwärts denselben Gedanken getragen, aber vor dessen Ausführbarkeit zurückgeschreckt ist. Vielleicht geben diese Zeilen erneute Anregung und frischen Mut zu gleichem Werke, wo es nötig ist.

Seit einem Jahre besteht im Süden der Stadt die Lukasparochie mit 15000 Seelen, deren Gottesdienst bisher in einem Turnsaale stattfinden mußte. So würdig dieser kleine Raum hergerichtet war, so mächtig wuchs von Sonntag zu Sonntag die Sehnsucht nach einem eignen Gotteshause. Der Bau eines solchen ist freilich längst beschlossen, auch bereits vom Rate der Stadt ein Bauplatz schenkweise überlassen worden; aber bis die Gemeinde in die Lukaskirche einziehen kann, werden sicher wenigstens sechs Jahre ins Land gehen. Da regte sich in der Gemeinde selbst der Gedanke an eine Interimskirche. Man wendete dagegen ein, daß das Geld doch besser für den Hauptbau zu verwenden sei, daß dieser auch nur weiter hinausgeschoben werde. Aber der Kirchenvorstand beschloß dennoch, in der richtigen Erkenntnis, daß ohne einen bestimmten und genügenden gottesdienstlichen Raum eine junge Gemeinde sich unmöglich entwickeln kann, der Frage näher zu treten, zumal ein hochherziger Freund der Gemeinde einen günstig gelegnen Bauplatz leihweise auf eine Reihe von Jahren zur Verfügung stellte. So wurde Anfang September vorigen Jahres der Bau begonnen, und vier Monate später stand ein einfaches, aber durchaus würdiges, freundliches Kirchlein bereit, die Gemeinde aufzunehmen. Der Bau ist Fachwerk mit sogenannter Kästelmauer. Es fehlt ihm im Innern nichts, was der Gottesdienst bedarf. Glocke und Orgel, gute Akustik, Licht und Schmuck bei aller Einfachheit; vor allem hat der ganze hohe Raum etwas Anheimelndes, sodaß zu hoffen ist, die Gemeinde wird ihr kleines Gotteshaus recht lieb gewinnen. Es enthält 922 feste Sitzplätze, während im ganzen etwa 1100 Personen Raum finden können. Die Kosten belaufen sich auf etwa 32000 Mark, die zum guten Teil durch Plätzevermietung aufgebracht werden. Das Schönste an diesem Kirchlein ist, daß es so ganz von der Gemeinde gebaut worden ist. Nicht allein, daß die zur Vermietung bestimmten Plätze die bereitwilligsten Abnehmer fanden, seinen Schmuck verdankt das Kirchlein ganz der Opferwilligkeit der Gemeinde, und noch immer fließen ihm Spenden zu. Vergessen sei es auch nicht, daß ein Mitglied des Kirchenvorstandes unentgeltlich und unter vielen Opfern an Zeit und Kraft nicht allein den Plan entworfen, sondern den Bau selbst geleitet hat. Die ganze Gemeinde hat eine herzliche Freude an ihrem kleinen, einfachen Gotteshause. Liegt darin nicht vielleicht ein Fingerzeig, daß überhaupt kleinere, einfachere Kirchen mehr dem Bedürfnis und Sinn auch unsrer städtischen Gemeinden entsprechen, als die Prachtbauten voll viel Kunst, aber auch von viel Kosten? N

Quittung

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 9 Mk. durch E B, Dennewitz; je 5 Mk. von A K, Lakenhaus und von E B, Leipzig; 3 Mk. von L St O, Mossan; 1,25 Mk. von A B, Leipzig.

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall: 3 Mk. von L St O, Mossan.

Für die evangelische Erziehungsanstalt in Schadwalde bei Marienburg in Westpreußen: 3 Mk. von L St O, Mossan.

Für die evangelische Diasporagemeinde Reichenstein in preußisch-Schlesien: 50 Mk. vom Gustav-Adolph-Frauenverein Köln.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 50 Mk. vom Gustav-Adolph-Frauenverein Köln, 20 Mk. von Sch, Gandersheim; je 5 Mk. von E B, Leipzig und S G, Dresden; 3,50 Mk. von zwei Bibelstunden, Fürstenwalde; 3 Mk. von L St O, Mossan; 2,50 Mk. durch F D, Halle, 1,50 Mk. von A B, Leipzig.

Für das deutsche Hospital zu Jerusalem: 18,25 Mk. durch G B, Zwickau.

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Mit Nr. 14 beginnt ein neues Vierteljahr. Wir bitten alle, die unser Blatt halten, um ungesäumte Neubestellung, und unsre Freunde um Werbung neuer Freunde. Hierzu seien die monatlichen Probeabonnements nochmals empfohlen.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

An das evangelische Deutschland

richten wir im fernsten Osten Asiens lebende Kinder des deutschen Volkes einen ebenso dringenden als vertrauensvollen Hülferuf. Vor 5 Jahren traten wir hier in Tokyo, der Hauptstadt Japans, nachdem wir bis dahin hauptsächlich den Geschäften unseres Berufs nachgegangen, zur Bildung einer deutsch-evangelischen Gemeinde zusammen, und stellten, nachdem Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen auf unsere Bitte gnädigst das Protektorat übernommen und uns die ersten Prediger gesendet hatte, die Leitung unserer kirchlichen Angelegenheiten unter das Weimarische Kirchen-Regiment. Durch die treue Arbeit unserer Geistlichen hatte unser Beginnen einen guten Fortgang; die Religion breitete ihre Segnungen wieder über unser Leben aus, und von unserer Gemeinde drang der Geist des Evangeliums mit seiner Kraft in immer weitere Kreise Japans und gewann dem Christenthum immer neue Bekenner. Für unsere Gottesdienste wurde uns eine kleine amerikanische Kirche miethweise überlassen, aber ihre ungünstige Lage und die Stunde, in welcher wir sie benutzen durften, erschwerte den Besuch und brachte für die Erbauung manche Störung. Wie gern wir aber diese Uebelstände auch noch länger ertragen hätten, wenn unserem religiösen Bedürfniß nur Befriedigung zu Theil wurde, ein Mißverhältniß mußte uns immer fühlbarer werden und gebieterisch die Pflicht uns auferlegen, auf Abhilfe zu sinnen. Die Großthaten, die unser Volk in jüngster Zeit unter seinen mächtigen Herrschern vollbracht, haben auch in den Augen des Japaners den deutschen Namen mit lichtem Ruhmesglanz umgeben, die deutschen Staatseinrichtungen erscheinen ihm als nachahmenswerthe Vorbilder, unsere Religionsübungen ziehen sein Herz zum Christenthum hin. Aber eins befremdet ihn; während Rußland, Frankreich, England, Amerika immer stattlichere Gotteshäuser hier errichten, kann nur der Deutsche nicht die einfachste Stätte der Erbauung sein eigen nennen? Wir haben es tief gefühlt, welche Schuld solche Frage uns gegen unser Volk und gegen unsere Kirche auferlegt, und haben es uns gelobt, sie abzutragen. Einen Bauplatz haben wir erstanden für 10000 Mark, die von den 56 Gliedern unserer Gemeinde aufgebracht worden sind; die Risse für die zu erbauende Kirche sind von einem trefflichen deutschen Baumeister entworfen, der Kostenanschlag für den Bau ist gemacht; er beläuft sich auf 60000 Mark. Diese zu erschwingen, sind wir außer Stande; aber unsere Hoffnung ist auf unser deutsches Vaterland gerichtet. Ueber die Meere hin ertönt unser lauter Ruf: Kommt, helft uns bauen; es gilt dem siegreichen Fortschreiten des Evangeliums, es gilt der Ehre des deutschen Namens. So laßt eure Herzen warm und eure Hände weit werden, und von dem Segenswerk, was ihr unter uns schaffen helft, werdet auch ihr Ruhm, Friede und Freude als Früchte ernten.

Der Kirchenvorstand der deutschen evangelischen Gemeinde in Tokyo.
v. Holleben. Spinner. Hering.

Vorstehenden Aufruf senden wir mit der wärmsten Befürwortung hinaus in die deutschen Lande und bitten überall für ihn um freundliche Aufnahme und freudige reiche Erfüllung. Beiträge werden von uns angenommen und weiter befördert.

Großherzoglich Sächsischer Kirchenrath.
Guyet.

Karl Gerok-Denkmal.

Am 14. Januar 1890 ist Karl Gerok verschieden — der Besten einer von Stuttgarts Bürgern und Schwabens Söhnen, ein Mann, der vielen Tausenden im deutschen Volk teuer geworden ist durch das segensreiche Wort seiner Predigt wie durch die anmutvollen Klänge seiner Dichtung.

Es erscheint uns als eine Pflicht der Dankbarkeit, ihn zu ehren und sein Gedächtnis auch äußerlich festzuhalten durch ein Denkmal, das in Stuttgart, der langjährigen Stätte seines Wirkens, der Heimat seines Geistes, errichtet werden soll, — schlicht und einfach, wie er es war, ein würdiges Abbild seiner edlen harmonischen Persönlichkeit.

Wir zweifeln nicht, daß weithin in Deutschland viele Herzen diesen Gedanken freudig billigen und viele Hände ihr Scherflein zu seiner Verwirklichung gerne spenden werden.

So bitten wir denn, Beiträge zum Karl Gerok-Denkmal an den Rechner unseres Ausschusses,

Herrn **Kommerzienrat Gustav Stälin,**
Stiftsstraße 10 in Stuttgart,

oder an die Redaktion unsers Blattes gelangen zu lassen.

Nähere Mitteilung über Art und Standort des Denkmals wird sobald als möglich erfolgen.

Stuttgart, Februar 1890.

Der Ausschuß zur Errichtung eines Karl Gerok-Denkmals in Stuttgart.
Vorstand: Freiherr v. Gemmingen,
Präsident des K. Evang. Konsistoriums.

Ev. Abendmahls-Hostien

Fabrikat und Prägung unübertroffen schön, versendet 5000 Stück verpackt in 10 sauberen Holzschachteln für 6 Mark franko.

Julius Hunger, Königsee, Thür.

Herzliche Bitte

Unserm im Jahre 1846 uns geschenkten **Rettungs- und Konfirmanden-Hause** droht sanitätspolizeiliche Schließung. Wir **müssen** deshalb unsern Pfleglingen eine **neue, einfache aber gesunde** Heimstätte schaffen. Nach bauamtlichem Gutachten sind für Bauplatz und Neubau gegen 30000 Mk. erforderlich. Durch Gaben von Freunden und Gönnern ist unser Baufonds auf 5600 Mk. angewachsen. Die fehlende Summe aufzubringen vermag unser Verein und unsere Gemeinde nicht.

Die jährlich wachsende Zahl jugendlicher Verbrecher ist eine dringende Mahnung, das Werk der Rettungshäuser zu fördern. Nicht minder nothwendig ist die Erhaltung der Konfirmandenherberge, um die heranwachsende Jugend unserer meilenweit unter Andersgläubigen zerstreuten Gemeinde durch genügenden Religionsunterricht vor Abfall von dem evangelischen Bekenntnisse zu bewahren.

Alle Freunde und Gönner unseres Liebeswerkes bitten wir daher dringend und herzlich um **Beisteuer zum Neubau unseres Hauses.**

Glatz, im März 1890.

Der Vorstand des Vereins zur Erziehung verwahrloster Kinder evangelischer Konfession.

Frau Geh. Reg.- und Landrath **Gertrude** Baronin **von Seherr-Thoss.**
Frau Oberstabsarzt **Dr. Badstübner.** Divisions-Pfarrer **Quandt.**
Erster Staatsanwalt **Schmidt.** Superintendent **Suin de Boutemard.**
Rechnungs-Rath **Warmuth.**

Frau Oberkirchenrat Faißt in Karlsruhe,

bietet, unterstützt von ihren als Lehrerinnen staatlich geprüften und musikalisch ausgebildeten Töchtern, einer begrenzten Zahl junger Mädchen aus guter Familie, die sich in der Haushaltung, wie in Musik und wissenschaftlichen Fächern weiter bilden wollen, liebevolle Aufnahme in stiller, christlicher Familie. Konservatorium und Malerinnenschule vom besten Rufe am Ort. Empfehlungen zur Verfügung.

Von allen Seiten warm empfohlen!

† Goldene Ähren. †

Tägliche Andachten aus Gottes Wort.

Gesammelt u. nach dem Kirchenjahre geordnet von G. Gericke. Mit Familien-Chronik. Geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7,50 Mk. Mit Goldschnitt 8 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, oder gegen Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter** in **Leipzig.**

Heinr. Feesche,
Buch- u. Kunsthandlung, Hannover
empfiehlt:

Der segnende Christus, Figur aus Elfenbeinmasse nach Thorwaldsen.
35 cm hoch 8 M. 55 cm hoch 14 M.

Der gute Hirte, 65 cm hoch (zwei Schafe zu Füßen) 20 M. 55 cm hoch (Lamm auf der Schulter) 14 M. Elfenbeinmasse.

Statt 15 Mk. nur 3 Mk.

D. Martin Luther in Wort und Bild. Mit 8 Lichtdruckbildern nach **Prof. C. A. Schwerdgeburth.** Text von **C. Evers,** Dr. theol. et phil. † Pastor an St. Matthäi in Leipzig. Gr. Folio. Eleg. kart. **statt 15 Mk. nur 3 Mk.,** hocheleg. geb. m. Gold- u. Schwarzdruck **statt 20 Mk. nur 4 Mk. 50 Pf.** Von hervorragenden Theologen und Lutherkennern vorzüglich beurteilt. Es kann kaum ein schöneres, es kann unmöglich ein preiswürdigeres Geschenk für Konfirmation und Ostern gefunden werden. Gegen Einsendung des Betrages incl. 50 Pf. für Porto erfolgt umgehend Franko-Zusendung nur durch

Fr. Richter,
Sortimentsbuchhandlung, Leipzig, Brommestr. 1.

Würdiges Konfirmationsgeschenk.

Des Christen Pilgerfahrt.

Von **Em. Bohn.** Geh 3 Mk Originalbd m. G. 4 Mk.
Eine köstliche Gabe. (Hann. Past.-Corresp.)
Sehr geeignet z. Geschenk f. Konfirmanden. (Sächs. Kirch.- u. Schulbl.)
Als Konfirmationsgeschenk sehr zu empfehlen. (Pastoralblätter.)
Ein treuer trefflicher Führer auf der Pilgerfahrt des Christen. (Pfarrhaus.)

Verlag von **Fr. Richter** in **Leipzig.**

Halte was du hast. Zeitschrift für Pastoraltheologie. U. Mitwirk. von Hofpred. D. Braun, Konf. Rat D. Kleinert u. Prof. D. H. A. Köstlin, herausg. von D. E. Sachsse. XIII. Jahrg. 1889. (H. Reuthers Verl.-Buchh. in Berlin). Preis vierteljährlich 2 Mk.

Inhalt des 5. Heftes:

I. **Abhandlungen.** Die kirchliche Seelsorge an den Gefangenen. — Von D. H. A. Köstlin. — Aufgabe und Gefahren der geistlichen Rede bei Beerdigungen. Von Begrich, Oberpfarrer in Lützen. Karl Gerok — Max Frommel. Von Dr. Gottlob Mayer, Pastor in Stegenitz-Marienfließ.

II. **Meditationen.** 1. Homiletische. Lätare. Joh. 6, 57–69. Von Prälat Schmid in Heilbronn. — Judika. Ev. Joh. 12, 20—32. Von Stadtpfarrer Wunderlich in Cannstatt. – Palmsonntag. Psalm. 93 1 und 2. Von Generalsuperintendent Schuster in Hannover. — Palmarum (Konfirmationsrede). Joh. 16, 23—33. Von Stadtpfarrer G. Gerok in Stuttgart. — Gründonnerstag. Vorbereitung zum Karfreitag Von Stadtpfarrer Pezold in Friedrichshafen am Bodensee. — Karfreitag. Von Hofprediger Dr. Braun in Stuttgart. — Karfreitag. Von Stadtpfarrer Pezold in Friedrichshafen a. Bodensee. — 2. Katechetische. Die katechetische Behandlung des Gebotes Exod. 20, 7. Du sollst den Namen des Herrn ꝛc. Von Pfarrer Wagner, Bicken (Nassau).

III. **Theologische Bibliographie** von Dr. Theodor Gleiniger, Kustos der Königl. Bibliothek in Berlin.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig